

SCHWÄBISCHE HEIMAT



HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1960

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen F 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1960

11. Jahrgang

Zweites Heft — März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE
für Geschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Vorfrübling an der Lindach bei Neidlingen
Aufnahme: Schwenkel +

INHALT

Die erloschene Stimme
Von Otto Heuschele 41

Sternbruder
Gedicht von Otto Heuschele 42

Osterliche Liebesbotschaft
Von Angelika Bischoff-Luitblen 43

Vom Türkenbund in der Stuttgarter
Umgebung
Von Wilhelm Kreh 45

Gesang vom Ende
Gedicht von Otto Heuschele 48

„Deutschlands herrlichster Platz“
Von Otto Feucht 49

König Karl von Württemberg in seinem
Wesen und Wollen
Von Adolf Palm 57

Botschaft eines Dichters
Otto Heuschele zum 60. Geburtstag
Von Emil Wezel 65

Weltbild / Landschaft
Gedichte von Otto Heuschele 68

Der „Mozart der deutschen Sprache“
Bekenntnisse zu Eduard Mörike
Von Emil Baader 69

Dichtung und Wahrheit um den Pfeffer
von Stetten
Von Hermann Haug 72

Neues vom Hochrhein und Bodensee –
Neue Wassergesetze
Von Otto Feucht 75

Buchbesprechungen 77

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 79

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegen Prospekte vom Elite-Verlag Ernst Heyer, Essen, Hollestraße 1 und vom Verlag Schnell & Steiner, München, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Die erloschene Stimme

Von Otto Heuschele

Mein Freund wohnte jetzt im fünften Stock eines neugebauten Hochhauses in zwei kleinen Zimmern. Das Schlafzimmer war denkbar einfach, ein Feldbett, ein Schrank und, eine Wand völlig bedeckend, das große Bücherregal mit den Werken der Dichter, die er noch immer leidenschaftlich liebte. Anders das Wohnzimmer, hier zeugte alles von einem noblen Geschmack. Ein Klavier, bequeme Sessel, ein schöner runder Tisch und an den Wänden viele Bilder; Bilder seiner großen Rollen: Hamlet, Marquis Posa, der Prinz von Homburg, Jedermann. Sie erinnerten an die große Zeit, als mein Freund M. im Theater der Stadt die Menschen bezauberte und hinriß. Ich wage nicht zu entscheiden, ob er ein großer Schauspieler war, ob er neben den ganz Großen wird bestehen können. Oft war er in der Gestaltung seiner Figuren etwas gehemmt, er hatte seinen Körper nicht so in der Hand, wie das wünschenswert gewesen wäre, er vernachlässigte das Rhythmische, das Tänzerische, das Körperliche. Indessen aber beherrschte er wie kein anderer Zeitgenosse seine Stimme. Wenn M. Verse sprach, dann wurde die Sprache der Dichter zur Musik, dann atmete die Sprache, sie füllte den Raum aus und drang in jedes offene Ohr, griff an jedes empfängliche Herz, hob die Menschen heraus aus dem Alltag, machte das Theater zu einem wirklichen Fest, was es von Hause aus gewesen ist. Wundervoll war dies, und man konnte erleben, daß Sprache sehr viel mehr ist als ein Mittel der Aussage und des Mitteilens, daß sie vor aller Aussage Musik ist, große Musik. Nicht jedermann hat die Größe dieser Begabung erkannt, denn der Sinn für die schöpferische Sprache ist in unserer Epoche, die so ganz von den sinnlichen Eindrücken, wie sie das Auge treffen, beherrscht wird, im Schwinden begriffen.

Aber für viele Menschen sind die Abende, in denen M. die großen klassischen Rollen spielte, unvergeßlich,

und es ist mir immer wieder begegnet, daß, sobald sein Name im Gespräch fiel, die Menschen, vor allem Frauen, erregt und bewegt waren, denn sie wußten, daß diese wundervolle Stimme für immer verstummt war.

Vor fünf Jahren mußte M. plötzlich erkennen, daß seine Stimme schwächer und schwächer wurde, daß sie bedeckt und schließlich heiser war. Zu spät wurde entdeckt, daß ihn eine bösartige Krankheit befallen hatte, daß eine Operation ihm zwar das Leben, nicht aber die Stimme rettete.

Und nun lebte mein Freund im fünften Stock dieses neuen Hochhauses, das ganz und gar nicht seinem Stil entsprach. Vor seinem großen Fenster lag die schöne Stadt, deren Häuser aus dem Talkessel die grünen Hänge aufwärts wachen. Hinter dem Haus dehnen sich Gärten und Weingärten und rings die Hügel mit ihren dunklen Wäldern. Es war ein schönes unvergeßliches Bild für das Auge. Wenn M. an das große Fenster trat, konnte er den Theaterbau erkennen, in dem er über zehn Jahre lang seine Erfolge errungen hatte. Hatten ihn die Menschen vergessen? Das war seine oft wiederholte Frage, denn sie kamen immer seltener zu ihm herauf. Es war schwer, mit ihm zu sprechen. Auf einer kleinen Tafel nur konnte mein Freund die Fragen beantworten, die an ihn gerichtet wurden.

Wer weiß, was in einer solchen Seele vorgeht? Wer vermag zu ermessen, ob er die großen Rollen in seinem Innern noch einmal für sich selbst spielte? Hat er seine Stimme noch einmal gehört, so wie wir sie in den Ohren tragen in langen einsamen Winternächten? Aber ich weiß, daß mein Freund nicht selten den Schrank öffnete und die schwarzen Platten auf den Apparat legte, auf denen einige seiner großen Monologe festgehalten waren. Ich habe das wiederholt selbst miterlebt. Ich werde nie vergessen, was mich

dabei erfüllte. Die Stimme meines Freundes, der es gegeben war, die Sprache der Dichter in Musik zu verwandeln, sie füllte jedesmal den Raum, sie schien das Dach zu tragen und die Wände zu stützen, ja sie schien in anderen Augenblicken auch diese Wände sprengen zu wollen, sie schien wie eine große Wolke über der Stadt zu schweben. Aber während ich bewegt dieser Stimme lauschte, beobachtete ich, wie sich auf dem Antlitz meines Freundes eine Tragödie abspielte, von der Worte wenig zu sagen vermögen, eine Tragödie, deren Schöpfer und Spieler er zugleich war. Es war das prometheische Aufbäumen menschlicher Kraft gegen das Schicksal, und es war in anderen Augenblicken ein Leuchten der Heiterkeit, ein Verzicht, ein Sichfügen. Einmal stand mein Freund straff aufgerichtet in gesunder männlicher Kraft, der eigenen Stimme lauschend, dann aber wieder in sich zusammensinkend, und, als die Stimme im Raume verklungen war, wie eine leere Hülle in den Sessel fallend.

Schicksal, wir sprechen das Wort hundert- und tausendmal in unserem Leben aus. Manchmal aber erscheint es uns Gestalt geworden. In den großen Dichtungen der griechischen Tragiker oder bei Shakespeare begegnet es uns, und manchmal auch in unserem eigenen Leben. In meinem Freunde M., wie ich ihn erlebte, wenn er seiner eigenen erloschenen Stimme lauschte, war das Schicksal Gestalt geworden. Aber diese Schicksalhaftigkeit nahm für mich noch ergreifendere Formen an. In einem solchen Augenblick schrieb er mir auf ein Blatt Papier: „Wenn ich schreiben könnte, was in mir vorgeht, was ich erlebe und erfahre, was ich erleide, dann wäre alles leichter; aber ich habe die Sprache nicht, die das auszudrücken vermöchte, denn alle meine Worte bleiben hinter dem zurück, was mich bewegt. Die Dichter könnten das.

Jetzt erst, seit ich ihre Sprache nicht mehr in meiner Gewalt habe, weiß ich, was die Dichter wirklich sind, wie weit sie uns voraus sind. Das Wort war mir viel in meinem Leben, aber ich sehe, daß es anderen noch mehr sein kann als mir. Mir war das Wort zu Diensten, die Dichter aber verfügen über das Wort. Wie glücklich müssen sie sein!“

Ich las diese Zeilen auf dem Blatte meines Freundes und spürte, in welche Sphären letzter Einsamkeit er vorgedrungen war.

Bei meinem nächsten Besuche berichtete mir die alte Frau, die, auf demselben Stocke wohnend, ihm den Haushalt führte, der Schauspieler habe alle Platten und den Spielapparat fortgegeben. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, schrieb er mir auf ein Blatt: „Jetzt bin ich mit meinem Schicksal versöhnt, ich höre meine Stimme reiner als ich sie je von der Platte hörte, und ich vernehme auch die Stimmen derer, die mit mir und neben mir gespielt haben. Der Abgrund in mir schließt sich, wie sich eine heilende Wunde allmählich schließt.“

Als er mir das Blatt herüberreichte, trug sein Antlitz Züge von erdferner Seligkeit. Ich wußte, daß er dem Ziele nahe war, das er vor sich sah, Frieden zu finden in sich selbst.

Es war Abend geworden, wir hatten keine Lichter angezündet, und langsam waren unsere Gestalten in der hereinbrechenden Dämmerung versunken. Drunten aber im Talkessel und in den Häusern rings auf den Hügeln leuchteten die ungezählten Lichter auf, zu denen sich am Himmel die Sterne gesellten.

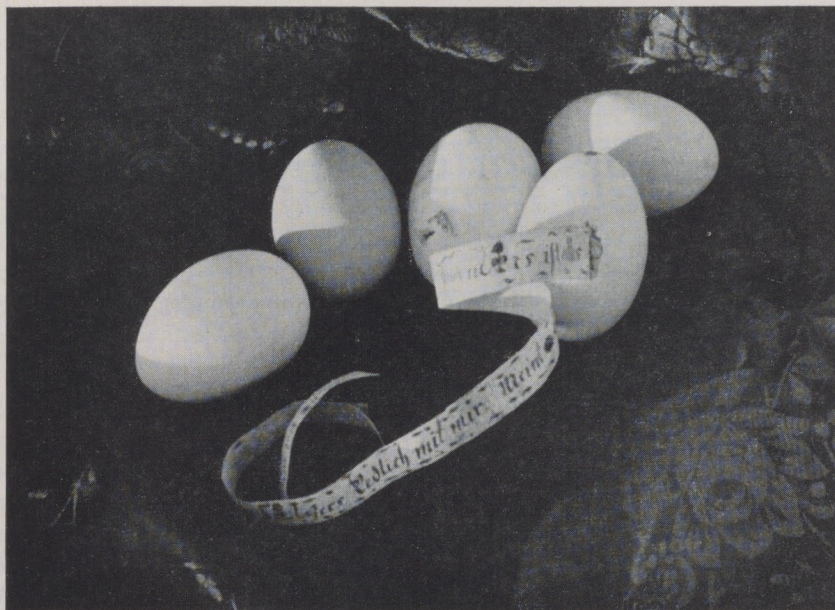
Als ich von meinem Freunde Abschied nahm, ahnte ich nicht, daß ich ihn nie mehr sehen sollte. Aber ich bewahre den Frieden dieses Abends in mir als ganz zu ihm und seinem wahrhaft großen Schicksal gehörig.

Sternbruder

In finsterner Gründe verhangener Nacht -
Wo du auch wanderst im All,
Auf Bergeshöhen, dem Äther verbunden,
Immer sei dir ein Bruder
Der Stern, den du erwählt.

Was du auch singest und sagest,
Was du auch planst und vollendest,
Lasse nicht ab, ihn zu ehren,
Vergiß nicht Anruf und Dank,
Immer sei dir ein Bruder
Der Stern, den du erwählt.

Otto Heuschele



Österliche Liebesbotschaft

Die Geschichte eines kleinen volkskundlichen Fundes auf der Alb

Von Angelika Bischoff-Luitblen

Sie schläft wohl nun schon über zwei Jahrzehnte droben im Gottesacker bei den schmiedeisernen Kreuzen, die alte Wanglermutter, die damals an meiner Tür stand. Trotzdem erinnere ich mich noch deutlich an ihre Gestalt im Halbdunkel, an das verlegene Rücken des Kopftuchknotens unter dem Kinn, als sie mich begrüßte: „Was glaubet Sie au, was i heut von Ihne möcht'?" Ich bat sie herein, und sie setzte sich rückengerade auf einen Lehnstuhl und legte die Schurzfalten senkrecht. Ja, ich sammle doch Altertümer, druckte sie. Das Wort „Altertümer“ hat sich bei unseren Albleuten für alte Ausstattungsstücke eingeprägt; diese Kette und jene Haube sei „ein Altertum“, sagen sie und verbinden damit meist auch gleich die unklare Vorstellung, daß es etwas wert sein müsse.

Doch, meinte ich, gelegentlich sammle ich schon welche. Es komme darauf an. Ob sie etwas habe?

Ja, sie habe etwas. Aber, nichts für ungut, es sei wohl von früher, aber ob es so ein richtiges Altertum sei, das wisse sie auch wieder nicht. Es sei eigentlich nur

etwas Kleines, zum Gebrauch sei es auch nicht, womöglich habe es auch gar keinen Wert. Sie hatte bis jetzt die Linke im „Rocksack“ unter dem Schurz gehabt, nun zog sie sie plötzlich vor und öffnete sie: Da lag auf der schwarzirilligen Handfläche etwas Winziges, Zusammengerolltes aus Papier; auf den ersten Blick sah es wie ein schmales Metermaß aus, das Papier war ein kaum zentimeterbreites Band und unter dem Licht betrachtet zeigten sich auch Zeichen. Aber es waren keine Zeichen, es waren hübsche alte mit Wasserfarben gemalte Buchstaben, dazwischen gab es Pünktchen und Tüpfelchen und reizende, ebenfalls winzige, bäuerlich-biedermeierliche Zeichnungen: Bäumchen, Rosen, Sterne, Blumen an Stengeln, Vögel im Flug und ein leibhafter Engel mit Pausbacken und Flügeln, alles naiv und doch mit einer gewissen Gewandtheit gezeichnet und gemalt. Die Buchstaben schienen sich zu einem Gedicht zusammenzufügen, die einzelnen Zeilen wechselten in den Farben, einmal ein verblichenes Holzbraun, dann wieder ein noch leuchtend gebliebenes Rot.

Viel wesens mach ich Nicht. Der Falschheit bin ich Feind.

Wers Redlich mit mir meint. Der ist mein treuster Freund.

Es ist alles heraus gezogen. Der Vogel ist ausgeflogen. Ade  

„Gelt, aber des wisset Sie net, was des ist?“, sagte schließlich meine Besucherin ein wenig triumphierend. Nein, ich wußte es nicht, ich hatte so etwas noch nie gesehen. Sie erzählte mir nun folgendes: Das sei ein Osterschertz gewesen. Man habe das Papierröllchen aufgewickelt in ein ausgeblasenes Ei hineinpraktiziert, habe die Löcher dann wieder mit Wachs „zupetschiert“, bloß ein Schlitz in der Längsseite des Eis sei offen geblieben, dort habe der Anfang des Papierröllchens herausgesehen, damit der Empfänger daran habe ziehen können. Das habe man früher „seiner Bekanntschaft“ zu Ostern gegeben, fügte sie verlegen hinzu.

Bei mir fing die Phantasie schon zu arbeiten an, ich hatte das Ende in der Hand, wickelte und las folgendes:

Hier verehr ich dir ein Osterei,
Zieh langsam raus, sonst brichts entzwei.
Es hats gelegt ein junger Has
In unsern Garten ins grüne Gras.
Aus lauter Lieb und Treu
Verehr ich dir mein Herz dabei.
Herz liebe mich als wie ich dich,
So bleibt die Lieb beständiglich.
Liebe mich nur treu und fest
Als wie der Baum sein Nest.
Lieben und nichts haben
Ist härter als Steine graben,
Treues Herze, süßer Mund
Ist der beste Liebesgrund.
Daß ich dich lieb, das muß ich sagen,
Daß du mich wieder liebst, das muß ich wagen.
Viel Wesens mach ich nicht,
Der Falschheit bin ich feind,
Wers redlich mit mir meint,
Der ist mein treuster Freund.
Es ist alles herausgezogen,
Der Vogel ist ausgeflogen.
Ade!

Nach dem Wort „Ade!“ folgte der schon erwähnte Engel, rundlich und „postiert“, wie man auf der Alb sagen würde, und danach, nach einer kleinen Strecke beredten Schweigens, ein gerade auffliegender Vogel, ein so lustiges, flattriges und unbeholfenes Exemplar, daß man wirklich meinen konnte, er habe dies inhaltschwere Ei soeben unter Schmerzen selbst gelegt.

Ich mußte lachen, und die Wanglarmutter lachte nun auch. Das sei aber etwas Nettes, meinte ich, und woher sie es habe?

Von ihrer Mutter, wahrscheinlich – oder sie wisse es auch nicht so recht. Es sei halt dagewesen. Eine Unsicherheit in ihrer Stimme ließ mich aufhorchen. Wie alt war die Wanglarmutter denn eigentlich? Ich rechnete. Bald achtzig wohl. Konnte ihre eigene Jugend in diese Zeit zurückreichen, wo solche gemütvollen Schreibereien-Erinnerungstafeln, Poesiealbums, Ofenkacheln, Liebes- und Patenbriefe, Himmelsbotschaften auf unseren Dörfern im Schwange waren? An einen Liebesbrief erinnerte ich mich, der aus der Mitte des letzten Jahrhunderts stammte, ähnlich orakelhaft aus vielen Herzen zusammengeheimnist war und dessen Lyrik ähnlich tönte, so ein wenig nach Spruchweisheit und scherzhafter Belehrung mit erhobenem Zeigefinger: O du engelische Zier-ach wie wohl gefällst du mir-weil du so liebeich im Gesicht-kann ich dich vergessen nicht-weißt du nicht, vor ettelich Jahr-wie bekannt ich mit dir war-es ist gewiß die allergrößte Pein-einander sehen gern und nicht bey-sammen sein usf. Der Lehrer oder die Näherin mochten solche Dinge auf Bestellung verfertigt haben. Ob sie auch die Verse geschmiedet hatten? Sie gingen zweizeilig und gewissermaßen unzusammenhängend einher, so als seien sie schon dazu bestimmt, irgendwie getrennt und nacheinander genossen zu werden, auf sechzehnerlei Herzen oder als Spruchband aus dem Osterei.

Die Wanglarmutter saß still da, die Hände über dem Schurz zusammengelegt. Ich dachte an ihr Leben, so-

viel ich davon wußte; es wich nicht viel von dem der anderen Frauen ab, viel Arbeit, ein mürrischer Mann, verheiratete Kinder, die der müd gewordenen Mutter nicht viele gute Worte gaben. Barg dies schmale Papierbändchen in meiner Hand eine stille Erinnerung aus längst verblichener Zeit? War der Geber jenes Ostereis tot, ausgewandert, andernorts verheiratet? Alte Leute leben ja wieder so lebendig in ihrer Jugend und lassen sich vom Glanz ihrer Kinderzeit besonnen! Was sie weiterhin sagte, schien meiner Vermutung recht zu geben. Ich solle das Papierle doch einmal aufheben. Vielleicht habe ich eine Freude daran. Sie wolle nichts, nein unter gar keinen Umständen, dafür. Es sei

nur, ihre Kinder würden vielleicht einmal lachen, wenn sie so etwas fänden bei einem alten Weib. Und verbrennen möge man so etwas doch auch nicht, es sei halt doch ein Altertum.

Sie ließ das bemalte Bändchen da und wir trennten uns. Ich nahm mir vor, ihr eine Flasche Roten zu bringen, die Alten bei uns trinken ihn gern, sie meinen, er „hebe“ sie noch eine Weile. Aber die Wanglermutter war schneller, und plötzlich stand ich an ihrem Grab. Ich mußte lächeln, wenn ich an das kleine Geheimnis dachte, das sie vielleicht mit hinuntergenommen hatte und dessen unschuldiges, buntes und bildhaftes Zeugnis ich in meiner Lade bewahrte.

Vom Türkenbund in der Stuttgarter Umgebung

Von Wilhelm Kreh

Wenn die Stadt Stuttgart nach einer schön blühenden, durch besondere Häufigkeit in ihrer Umgebung ausgezeichneten Wildpflanze Ausschau halten würde, etwa für Repräsentationszwecke im wiedererstandenen „Wildpflanzengarten“ der kommenden Gartenschau, könnte ihr der Florist den Türkenbund (*Lilium martagon*) nennen (Abb. 1). Das würde vielleicht Überraschung hervorrufen. Zwar darüber, daß dieser einzige Vertreter des stolzen Liliengeschlechts in unseren Wäldern sich durch ungewöhnliche, fast fremdartig wirkende Blütenschönheit auszeichnet, dürfte kein Zweifel bestehen. Schon sein Name weist auf die starke Wirkung hin, die von ihm ausgeht. Aber daß er gerade in der Stuttgarter Umgebung besonders häufig vorkommt, ist wenig bekannt. Er gilt mit Recht als Charakterpflanze der Buchenwälder der Schwäbischen Alb, in denen er oft zu Hunderten, ja Tausenden, wächst. In seinem riesigen, sich über den ganzen Laubwaldgürtel von Eurasien erstreckenden Gesamtverbreitungsgebiet hat er aber selbstverständlich noch viele weitere Besiedlungsschwerpunkte. Einen solchen, wenn schon von bescheidenem Umfang, stellt auch das Stuttgarter Gebiet dar, das in seiner üblichen Umgrenzung knapp 1000 qkm umfaßt. Gegen 40 Wuchsorte des Türkenbunds wurden in den letzten 30 Jahren festgestellt. Er wächst gesellig, bildet kleinere oder größere Bestände, die oft durch weite unbesiedelte Flächen getrennt sind. Bei

dieser Zahl der Wuchsorte ist zu berücksichtigen, daß ihm ein großer Teil seines ursprünglichen Siedlungsgebiets durch die starke Entwaldung unserer Heimat genommen wurde. Heute finden wir ihn noch reichlich in den großen Keuperwäldern, im Glens- und westlichen Schurwald, spärlich auch in den Berglen, ebenso recht regelmäßig in den kleinen Hangwäldern (Klebwäldern) des Muschelkalkgebiets, vor allem im Rems-, Glens-, Enztal.

Im Wohngebiet von Groß-Stuttgart sind natürlich verschiedene alte Wuchsorte durch Überbauung erloschen; Kirchner (Flora von Stuttgart 1888) nennt Hasenberg, Kaltental, Böhmisreute, an der Weinsteige, Gablenberg. Einige wenige haben sich immerhin, zuweilen in nächster Nähe von Häusern, zäh bis heute gehalten, wenn auch nur in wenigen Pflanzen. Es fällt auf, daß starke Siedlungen nur in größerer Entfernung vom Stadtrand vorkommen. Die vier stärksten, über 100 Pflanzen zählenden, sind gegen 10 km entfernt. Die näher liegenden sind wesentlich schwächer; ein Dutzend Pflanzen oder noch weniger enthalten sie. Die Berührung mit dem Menschen ist der auffallenden Pflanze schlecht bekommen. Die heutige Verbreitung des Türkenbunds hat weitgehend Reliktcharakter. Wenn auch die Zahl der Wuchsorte des Stuttgarter Gebiets, verglichen mit anderen Teilen des württembergischen Unterlands, recht groß ist, dürfte die Gesamtzahl der Pflanzen, die es noch ent-



1. Ungewöhnlich stattliche Türkenbundpflanze am Rand des Steinbachsees bei Büsnau. Aufnahme Kreh



2. Blüte und Blütenstand des Türkenbunds zeigen die volle Schönheit des Liliengeschlechts. Aufnahme Vock

hält, 1000 nicht wesentlich überschreiten. Auch hier ist er keineswegs „gemein“.

Auch an anderen Orten ist der Türkenbund stark bedroht. In ihrem Aufruf zum Pflanzenschutz „Das große Sterben unserer Alpenpflanzen“ schildern zwei bekannte Basler, Altersgenossen und Jugendfreunde, der Stratosphären- und Tiefseeforscher August Piccard und der Dichter Emanuel Stickelberger seinen Rückgang: „Der stattliche Türkenbund war früher bis ins Tiefland hinab weit verbreitet. In unserer Jugend sahen wir ihn viel in den Jurawäldern, die Basel auf der Schweizer Seite umgeben. Gegenwärtig bildet es ein kleines Ereignis, wenn man noch auf einen der eigenartig mit bläulichroten Turbanen behangenen Stengel stößt.“ Einer der Schreibenden sah davon bei einem längeren Aufenthalt in Grimentz just noch eine Pflanze; sie stand an seinem täglichen Weg und trug nur zwei Knospen. Jeden Morgen beobachtete er ihr Schwellen und freute sich auf die Blüten. Doch eines Tages, bevor sie sich noch geöffnet haben konnten, stand die Stätte leer.

Leider ist der Türkenbund für den Daseinskampf,

den ihm der Mensch aufzwingt, nicht günstig ausgerüstet. Seine Samenerzeugung ist schwach. Eine Fruchtkapsel enthält 180–200 Samen. Bei 3–10 Blüten, die die Pflanze gewöhnlich bildet, ergibt dies 500 bis 2000 Samen jährlich. Viele andere Pflanzenarten erzeugen normal Zehn-, ja Hunderttausende. Nur selten, bei sehr alten Pflanzen, steigt die Blütenzahl auf mehrere Dutzende. Den Rekord des Stuttgarter Gebiets hält mit 45 Blüten eine 1,70 m hohe Pflanze. Häufiger treten solche Riesengestalten auf bei den in Gartenkultur genommenen besonders farbenprächtigen blühenden ausländischen Varietäten (Bsp. *Lilium martagon dalmaticum*). Leider ist die Samenerzeugung beim Türkenbund kein einfaches Rechenexempel. Nicht jede Blütenknospe wird zur Frucht, auch wenn eine Störung durch den Menschen unterbleibt. Oft findet man den jungen Blüten sproß namentlich auf der Alb abgefressen, zweifellos durch das Reh. Auch ein kleiner Käfer, das Lilienhähnchen, benagt die nährstoffreichen Blütenknospen gerne, auch bei unseren Gartenlilien.

Ungünstig ist weiter die geringe Wandertüchtigkeit



3. Blütentrauben des Türkenbunds. Die hängenden Blüten werden von unten her von den bestäubenden Faltern angefliegen. Aufnahme Vock



4. Fruchtstand des Türkenbunds. Die Blütenstiele richten sich nach der Bestäubung auf. Aufn. Hecht

des Türkenbunds. Er ist Windwanderer. Seine großen schweren Samen werden aber, namentlich im windgeschützten Waldinneren, nur wenige Meter weit getragen. Daher das gesellige Auftreten, daher aber auch große Schwierigkeiten bei der Überschreitung der unsere zerstückelten Wälder trennenden Kulturflächen. Es kommt hinzu, daß der Türkenbund lange, anscheinend mindestens 5 Jahre braucht, bis er vom Sämling zur Blüte gelangt. Im Türkenbund tritt uns eine stattliche, vornehme, aber auch anspruchsvolle Pflanze entgegen, die zur Entfaltung ihrer vollen Schönheit viele Jahre ungestörten Gedeihens verlangt. Daher sagt ihr das gesteigerte Tempo, das heute die Waldwirtschaft beherrscht, nicht zu; vor allem natürlich die Einbringung der Fichte in den Laubwald. Im dichten Fichtenwald kommt der Türkenbund, auch wenn er durchhält, kaum mehr zur Blüte. Durch die Einführung des Mischwalds ist diese Gefahr erfreulicherweise weitgehend gebannt.

Immer größer aber wird die Gefahr, die von den „Blumenfreunden“ allen auffälligen Waldpflanzen, vom einst gemeinen Buschwindröschen bis zu den seltenen Orchideen, droht. Im Jahr 1958 war bei den

beiden größten Türkenbundsiedlungen des Glemswalds wenige Tage, nachdem das Aufblühen festgestellt wurde, die Mehrzahl der Blütensprosse verschwunden. Herumliegende, abgeschnittene Stengelstücke verrieten, daß sie mit Stumpf und Stiel herausgerissen und nachträglich auf die für einen Strauß geeignete Länge gekürzt wurden. Beide Wuchsorte liegen fern von menschlichen Siedlungen. Der Schutz, den seither die Abgelegenheit der Wälder ihrer Flora gewährte, hat durch die fortschreitende menschliche Motorisierung fast aufgehört. Von den Autos, die sonntags an den Waldrändern parken, geht ein verhängnisvoller Einfluß aus. Der Naturschutzdienst des Schwäbischen Albvereins, der auch unser Stuttgarter Gebiet betreut, hat eine immer schwierigere Aufgabe. Auf die Dauer kann er nur Erfolg haben, wenn seine Tätigkeit getragen ist von dem Verständnis und der Unterstützung aller echten Naturfreunde.

Die Zukunftsaussichten des Türkenbunds in der Umgebung einer Großstadt wären noch unerfreulicher, wenn er nicht wenigstens eine, gerade hier sich günstig auswirkende Eigenschaft besäße: Er ist eine

Zwiebelpflanze. Der Name Goldwurz, den er weiterhin im Volksmund trägt, rührt von der goldgelben Farbe seiner recht stattlichen Zwiebel her. In einer Bodentiefe von 20–30 cm ist sie hinreichend gegen Mensch und Tier geschützt und sendet von hier Jahr für Jahr den blätter- und blümentragenden Sproß nach oben. Auch wenn dieser restlos abgerissen wird, geht die Zwiebel nicht zugrund. Sie ist imstand, im nächsten Jahr wenigstens wieder einen Blattsproß zu bilden. Nach einigen Jahren reicht der Baustoffvorrat von neuem zur Blütenerzeugung aus. So lange ist die Pflanze kaum bedroht. Eine einmalige derartige Mißhandlung mag sie also überstehen. Ob auch die Wiederholung?

Leider erlebt man immer wieder recht schmerzliche Enttäuschungen. Die Floristik gleicht bei vielen Pflanzen den alten Geheimwissenschaften, deren Meister ihre tiefste Weisheit nur an besonders vertraute Schüler weitergaben. Auch in diesem Aufsatz mußte auf genaue Angabe der Wuchsorte verzichtet werden. Aber der Naturfreund, der mit offenen Augen die Stuttgarter Wälder durchwandert, darf wissen, daß auf ihn auch heute noch in der Entdeckung des Türkenbunds eine freudige Überraschung wartet. Möge er dann empfinden, daß er damit in den Kreis der für diese Pflanze Verantwortlichen aufgenommen ist. Vielleicht darf er nun Jahr für Jahr beim Wiederaufblühen die Entdeckerfreuden noch einmal durchkosten. Früher oder später wartet dabei noch ein

weiterer Genuß auf ihn. Der Türkenbund ist eine Falterpflanze. Nicht alle Schmetterlinge sind aber imstande, seine Honigbehälter zu erreichen. Die hängende Blüte besitzt kein Organ, das als Ansitzplatz für Tagfalter dienen kann (Abb. 3). Nur Falter, die sich durch blitzschnelle Flügelschläge in der Luft schwebend erhalten können, gelangen zum Honig. Es ist dies vor allem eine Nachtfaltergruppe, die Schwärmer, von denen wohl der Wolfsmilchschwärmer durch seine auffallende Raupe am bekanntesten ist. Der Bestäubungsvorgang spielt sich also, vom Menschen ungesehen, weitgehend bei Nacht ab. Merkwürdigerweise gibt es aber unter diesen Schwärmern auch einen bei Tag fliegenden Vertreter, das Taubenschwänzchen, das nicht selten auch unsere Gärten besucht. Die Beobachtung, wie dieser Falter in pfeilschnellem Flug die Türkenbundblüten umschwirrt und seinen langen Rüssel in die den Kronblättern anliegenden Honigröhren taucht, gehört zum Reizvollsten, was die heimische Natur dem menschlichen Auge bietet. Ohne Worte vermag der Türkenbund für die Anteilnahme, die der Mensch seinem Wohl und Wehe entgegenbringt, Dank zu sagen.

Mit dem Abdruck des vorstehenden Beitrags ehrt die Schriftleitung das Andenken an den im vorigen Jahr verstorbenen Verfasser, der zu den treuesten Mitarbeitern der „Schwäbischen Heimat“ gehört hat. Der Heimatbund gedenkt eines edlen Natur- und Heimatfreundes.

Gesang vom Ende

Es muß etwas geschehen,
Ehe die Erde vergeht.
Eine Blume muß blühen,
Früh am Morgen, wenn die Sonne sich hebt.
Ein Vogel muß singen,
Hoch im Wipfel der Tanne.
Man muß einen Baum pflanzen
Drüben am Hügel,
Und ein Lied singen
Allein in der Nacht,
Ein Gebet sprechen
Und die Glocken läuten.

Man muß die Türen schließen
Und weit wandern am Fluß hin,
Zu den Bergen,
Das Land zu sehen,
Das schöne, das geliebte,
Das heile Land,
Das die Menschen verloren,
Hingaben an Phantome,
Die sie auslöschen,
Eh' sie's begreifen.
Man muß noch einmal danken
Für die Blumen, das Lied und die Liebe.

Otto Heuschele



Es war einmal . . .

„Deutschlands herrlichster Platz“

Von Otto Feucht

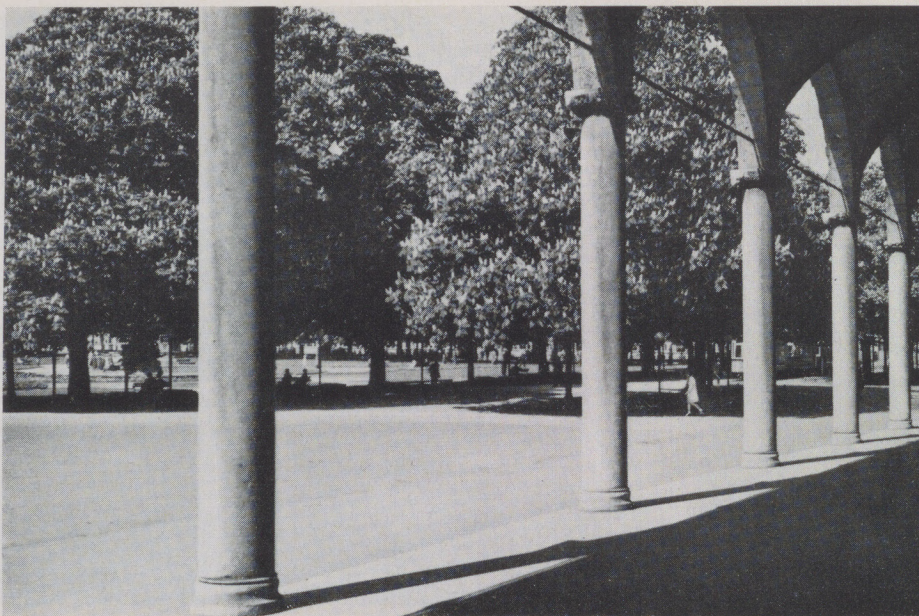
Mit 7 Aufnahmen des Verfassers

„Deutschlands herrlichster Platz, und,
Gott sei Dank, unbeweglich –
längst ja hätt man ihn sonst schon nach Berlin
kommandiert“

So hat ein Ungenannter (L.M.D.F.) in einer 1896 erschienenen Druckschrift „Stuttgarter Epigramme“ unseren Schloßplatz gekennzeichnet. Und ein altes Weiblein, das zu einer befreundeten Familie regelmäßig zum Flicken kam, versicherte immer wieder, wenn man vom Sterben sprach, sie könne gar nicht begreifen, wie ein Mensch gerne sterben könne, wenn man sich diesen schönen Schloßplatz ansehe.

In dessen Nähe, Calwer Straße 4, wohnten wir von 1881 bis 1890, dort habe ich meine ersten Jugendeindrücke empfangen. Die Stadt hatte (1880) 117 303 Einwohner, mitsamt den Vorstädten, und es gab gar keine Verkehrsschwierigkeiten, wenn anfangs November die Gänseherden durch die Innenstadt schnatterten, um sich den Hausfrauen zum Martinsbraten anzubieten. Es gab in diesen ersten Jahren noch

keine Fahrräder, keine Kraftwagen und keinen elektrischen Strom. Wir hatten im Hause noch keine Wasserleitung, neben dem Herd mit seinem alten offenen Rauchfang standen zwei kupferne Wassergölsen, die vom nahen Brunnen täglich gefüllt wurden. Die Feuerung bestand aus kleinen Reisigbündeln, deren Lieferung Martin Lang in seinem „Büschelmann“ so treffend geschildert hat, die fichtenen Fußböden wurden mit Fegsand („Stubensand“) gescheuert, die Räume mit Erdöl erhellt. Die „Kutterkisten“ wurden dem „Karrenbauern“ überantwortet. Unsere Milchfrau kam täglich von Sillenbuch zu Fuß bergab mit ihrem Schiebkarren, auf dem Kopfe eine Zaine mit laubumhüllten Butterballen, Eiern, Luckeleskäsen und was sonst gerade anzubieten war, sie alle mußten den „steilen Bopser“ hinauf wieder zurück, Tag für Tag. Abgestufte Ruhebänke aus Stein standen am Wege, zum Abstellen der Kopflast und zum Sitzen, deren eine steht heute noch am Waldeingang von Sillenbuch her, bei der Haltestelle „Silberwald“, die



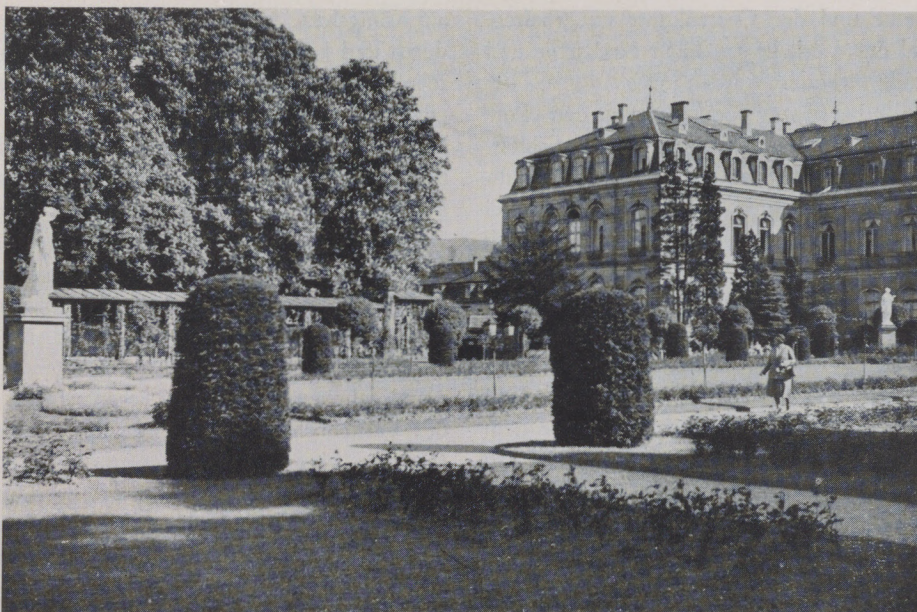
Es war einmal beim Kunstgebäude . . .

nächste folgte am Beginn des Abstiegs vom Hohen Bopser; bei der jetzigen Haltestelle „Ruhebank“ dagegen befand sich keine. Die duftende „Schlauchartillerie“ hat Reinhold Nägele liebevoll im Bilde festgehalten. Die anderen Düfte, die uns die angrenzende Metzgerei herübersandte, mitsamt den Ratten, waren nicht minder eindringlich, dazu kam noch die Ausstrahlung des Seifensieders an der Kanzleistraße. So hatten wir allerhand, was wenig erfreulich war, aber wir hatten dafür etwas in nächster Nähe, um das uns viele beneideten, den Schloßplatz, die Planie und die „Königlichen Anlagen“, eine Welt der Ruhe und Erholung, eine Freude und Erquickung für jung und alt, zumal wenn die Kastanien blühten, die Blumenbeete leuchteten und die Wasser sprangen.

Täglich um 12 Uhr zog die Wachparade auf, von der großen Kaserne in der Rotebühlstraße her durch die Königstraße, mit klingendem Spiel, und über die Planie zur Hauptwache im Hof der Akademie, während die Musik auf den Schloßplatz abschwankte zum Musikpavillon. Die Parademusik war der Treffpunkt nicht allein für die Besucher vom Lande, ebenso sehr für viele Stuttgarter, die sich dorthin verabredeten zu irgend einer Besprechung, auch die Korporationen der Technischen Hochschule hatten dort – oder bei einer bestimmten Säule des Königsbaus – ihren bestimmten Platz zum „Ständerling“. Den ganzen Weg war die „Parade“ begleitet von allen, die Zeit hatten, vor allem von der Jugend.

Aber es gab noch viel mehr zu sehen für den jungen Buben. Gleich von der Calwer- und Kanzleistraße her neben dem Kanzleibogen der Brunnen an der Ecke, in dem Fischkasten schwammen mit lebenden Fischen, dann auf der Planie den Blick in die Höhe zu dem „armen Bubele“, das immer auf *einem* Fuße stehen mußte, dem Merkur auf dem Eckturm, an dessen Fuße ein zweiter Brunnen floß, aus dem, wie alte Leute erzählten, die Kosaken ihre Pferde getränkt hatten. Dann ein scheuer Blick in den Hof des Alten Schlosses zum Grafen Eberhard. Weiter auf dem Karlsplatz das „Planieseele“ mit seinen Wasserrosen und das Waisenhaus, wo die „Waisenbuben“ hausten, die im Mai mit Birkenzweigen die ganze Stadt durchsangen. Beim Charlottenplatz aber, vor dem Archiv und dem „Naturalienkabinett“ standen die roten Wagen der „Pferdeeisenbahn“, die mein Vater so manchesmal mit mir bestieg, womöglich oben auf dem Verdeck, um zum „Neuner“ nach Berg ins Bad zu fahren, wo kurze Zeit sogar ein Aquarium zu sehen war, mit Seepferdchen, Seesternen und allerlei heimischen Fischen, Lurchen und Schlangen!

Immer wieder suchte mein Vater an die frische Luft zu kommen; wenn es auf die Höhe nicht reichte, so reichte es doch, mindestens am Sonntagvormittag, zu einem Gang durch die Anlagen. Sie waren viel belebter als heute, von Reitern und Kutschen (Equipagen) und von Fußgängern. Am oberen See fütterten wir die Goldfische und freuten uns an den Schwänen



Es war einmal im einstigen Privatgarten . . .

und Enten, zumal wenn sie Junge führten, dann folgte da, wo heute das Große Haus der Staatstheater steht, der „Botanische Garten“. Er machte seinem Namen freilich nicht mehr viel Ehre und war mehr ein schöner Blumengarten. Nur zwei Rondelle, von Nadelbäumen überragt, zeigten Alpenpflanzen und andere Arten, wie man sie heute im Steingarten sieht, mit Namen bezeichnet. Den Abschluß gegen die Anlagen bildete eine hohe dichte Laubwand aus Gewächshauspflanzen in Töpfen und Kübeln, seitlich standen die alten Orangenbäume aufgereiht, die früher auf der Solitude gestanden hatten und zum Teil viel älter waren als diese. Von dort waren ja auch die Kastanienbäume um den See und auf der Planie geholt worden. Der Glanzpunkt aber war eine herrliche Gruppe alter Buchen, in deren Schutz Kästen mit geheimnisvoll duftenden Orchideen hingen und allerlei fremdartige Warmhausblumen und Blattpflanzen aufgebaut waren.

Vom oberen See aus führte die alte Platanenallee ungestört geradeaus zum Rondell, in dem seit 1881 das Eberharddenkmal stand, denn die Schillerstraße war ja noch nicht durchgebrochen. Das Lied „Preisend, mit viel schönen Reden“ wurde dort wohl von allen Schulklassen und Konfirmandengruppen angestimmt, wenn sie die „Residenzstadt“ besuchten.

Am Wege vom „Eberhard“ zum Neckartor war noch eines der Drahtgehege zu sehen, in dem man Nachtigallen aus Böhmen anzusiedeln versucht hatte. Eines

der zwei Paare brachte Junge hoch, die aber verschwanden, vermutlich von Katzen geholt. Im Frühjahr darauf wartete man vergebens auf die Rückkehr der Alten (daß umgesiedelte Zugvögel nicht nach der neuen, sondern nach der alten Heimat zurückstreben, wußte man damals noch nicht).

Auf der anderen Seite, vom Eingang beim Königstor her, erstreckte sich der „Philosophenweg“, eine breite Kastanienallee mit vielen Bänken. Den Abschluß gegen Straße und Eisenbahn bildete die Orangerie, mit der sich einer der stärksten Eindrücke meiner Kindheit verbindet, die Erinnerung an die große Gartenbauausstellung 1881. Sobald ich einigermaßen mit Buntstiften umzugehen verstand, suchte ich deren Bild immer neu wiederzugeben.

Durch den Bahnhofbau ist dieser ganze Streifen der Anlagen weggefallen und damit auch ein Stück des unteren Sees, den wir besonders gerne umschritten. Dort gab es wiederum Schwanen und Enten, dazu ausländische Gänse, vor allem aber galt es, die unheimlich fetten Karpfen zu füttern, die sich am Dammdurchlaß zwischen den beiden Seeteilen zusammendrängten. Das schönste aber war und ist heute noch die Umrandung des größeren Seeteils durch die über das Wasser sich neigenden herrlichen Platanen, ihre machtvollen 48 Stämme und das Widerspiegeln der Zweige im Wasser. Und es muß immer wieder betont werden, wie einmalig dieser Zusammenklang ist, wie dringend verlangt werden muß, dieses Denk-

mal der Natur und der Gartenkunst zu erhalten, wenn einmal der Verkehr zwischen Neckartor und Wolframstraße verändert werden muß.

Für Aufsicht und Ordnung sorgte – außer den „Portiers“ mit grünem Frack und Schiffshut – die „Schloßgardekompanie“, ausgesiente Unteroffiziere, die allgemein nur „Planieträppler“ genannt wurden. Bei außerordentlichen Ereignissen reichten sie freilich nicht aus. Ein endloser Zug von Reitern mit rotleuchtender Brust, mit schwarz-roten Fähnchen an den Lanzen ist meine erste Erinnerung solcher Art: Das Ulanenregiment König Karl, die „roten Ulanen“, feierte 1883 sein zweihundertjähriges Bestehen und rückte von der „Reiterkaserne“ draußen vor dem Königstor her durch die Stadt. Drei Jahre darauf gab es wieder einen festlichen Einzug: Prinz Wilhelm, der Thronfolger, wurde mit seiner zweiten Frau, der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe, festlich empfangen; diesmal eröffneten die „Stadtreiter“, die Stadtgarde zu Pferd, den Zug, und abends war der Schloßplatz zum ersten Male elektrisch (von Bogenlampen) beleuchtet. Das bedeutsamste Ereignis aber war im September 1885 der Besuch des alten Kaisers mit dem Kronprinzen, mit Moltke und anderen, die zur Kaiserparade bei Pflugfelden kamen. Bei der Rundfahrt durch die Stadt hatte die Jugend reiche Gelegenheit, all die Männer zu sehen, deren Namen von der Einigung Deutschlands her in aller Bewußtsein lebendig war. Daß Bismarck damals fehlte, wurde allgemein bedauert. Auch in späteren Jahren gab es immer wieder fremde Persönlichkeiten zu sehen, die zu Besuch kamen. „Hier angekommen und im Hotel Marquardt abgestiegen sind . . .“ das war eine ständige Rubrik der Zeitung. Wenn dort ein Schilderhaus aufgestellt wurde und ein Posten aufzog, so wußte man, daß wieder etwas los war. Im Schloß selbst wohnten nur die höchsten Gäste selbst, nicht aber ihre Begleitung. Die weitaus größte Besucherzahl aber brachte das *Regierungsjubiläum* des Königs Karl und der Königin Olga 1889, zu dem auch der junge Kaiser Wilhelm II. hierherkam mit großem Gefolge. Ein langer Fackelzug leuchtet noch in meiner Erinnerung auf, die Schloßplatzbeleuchtung mit Ölschälchen entlang den Wegeinfassungen, der große Zapfenstreich und besonders die Unmenge von Fahnen, in allerlei Landes- und Stadtfarben.

Aber es folgten auch Aufzüge ganz anderer Art, 1891 starb der König, und der Trauerzug, in dem der Kaiser mitschritt mit mehreren Bundesfürsten, zog rings um den Schloßplatz zur Gruft unter der Schloßkirche. Schon im Jahr darauf folgte ihm die Königin nach. Wir Buben hatten einen guten Platz uns gesichert

am Königsbau, da drängte sich eine alte Frau zu uns durch und bat um Raum: „Ihr könntet des noch oft sehe, aber i net“. Nun, aber auch wir Jungen haben „das“ nie mehr gesehen.

Dicht neben dem „Marquardt“ öffnete sich, an der heutigen Bolzstraße, die große Eingangshalle des Bahnhofs, zu dem vom Hotel her ein unmittelbarer Zugang führte. Im Mittelgang zwischen den beiden Hallen hing die große Uhr, unter der man sich zu treffen pflegte. Die Hallen selbst waren längst überdeckt; die alte Auffassung, eine Überdachung sei nicht nötig, weil bei schlechtem Wetter ja doch niemand fahren werde, hatte sich als falsch erwiesen, der Verkehr hatte so zugenommen, daß schon der Gedanke eines Neubaus erörtert werden mußte. Aber noch waren die beiden großen Drehscheiben das Ziel vieler Schulbuben, die dort Lokomotiven „sammelten“, das heißt, Namen und Nummern der Maschinen sich aufschrieben.

Gegenüber dem Marquardt, auf der anderen Seite der Königstraße lag das Kaffee Bechtel, das aus dem Hause des Bildhauers Dannecker umgebaut war. In das Hoftheater daneben gab es erst Zutritt in späteren Jahren, nach der Konfirmation, auf dem „Juhe“, der vierten Galerie, die noch Holzsitze hatte. Die „Reise um die Erde in achtzig Tagen“ machte besonderen Eindruck, nach dem Buche Jules Vernes, den wir alle mit Begeisterung lasen. Später gab es sogar gute Plätze zu Erstaufführungen, und das kam so: Karl Weitbrecht, der Literaturhistoriker der Technischen Hochschule versuchte sich auch als Dramatiker, und da er des Königs Tochter Pauline Unterricht gab, so nahm das Hoftheater seine Stücke an. Er war der Bruder meiner Tante, und so erhielten wir Freikarten zur Premiere. Ich sehe ihn, meinen „Onkel“, noch vor mir, wie er nach Schluß seiner „Sigrun“ hervortrat und, an der rechten Hand die soeben ums Leben gebrachte Titelheldin, in der linken einen großen Lorbeerkranz, sich gegen die Königsloge hin dankend verneigte.

Das Theater war durch einen Gang in Höhe des ersten Stocks mit dem Schloß verbunden. Und hier, am „Theaterbogen“, stand ich zum erstenmal Posten, als ich 1897/98 mein Einjährigenvierteljahr beim Olgaregiment abdiene. Als Brillenträger durfte ich nur an Orten „stehen“, die abseits waren vom Hauptverkehr. Zu bewachen gab es eigentlich nichts, solange nicht irgend einem Nachtschwärmer ein „grober Unfug“ in den Sinn kam. Das Tor zum Privatgarten der verstorbenen Königin, kurz „Olgazwinger“ genannt (später „Rosengarten“), war abgeschlossen. So hatte man die Hauptaufmerksamkeit darauf zu richten, ja keine



Die Baumreihe vor dem Schloß spendet willkommenen Schatten, aber zerreißt den Zusammenhang, ein Durchblick gelingt nur in der Lücke, in der ein ausgefallener Baum nicht ersetzt worden ist.

Ehrenbezeugung gegenüber einem plötzlich von der Seite auftauchenden Offizier oder gar einem Mitglied des königlichen Hauses zu versäumen. Das war nicht immer einfach zu entscheiden, ist der elegante Zivilist, ist die vornehme Dame, die mit ihrer Begleiterin um die Ecke biegt, ein Mitglied des königlichen Hauses, vor dem zu „präsentieren“ war, oder nicht? Es gab ja mehrere Seitenlinien, deren Mitglieder man nicht alle so gut kannte, wie das Königspaar und die Königstochter, die Prinzessin Pauline. Die letztere, die von den Stuttgartern nur „onser Pule“ genannt wurde, kam einmal in diesen Jahren auf einen Posten zu, der sie offenbar nicht erkannte. Ein Unteroffizier auf der anderen Seite der Straße bemerkte das und wollte ihm helfen. Allein der Posten verstand dessen Winken und Deuten falsch. „Fräulein, da drbe winkt Ihne Ihr Schatz“, sagte er zur Prinzessin, als sie ihn erreicht hatte. Sie hat sich wohl selbst am meisten über dieses Mißverständnis gefreut.

Im Januar 1902 brannte das Theater ab und aus den Trümmern kamen die letzten Reste des einstigen Lusthauses zum Vorschein, die später in den Anlagen wieder aufgestellt worden sind. An das rasch erbaute „Interimstheater“ – auf dem Platz, den jetzt der Landtag sich ausgesucht hat – knüpfen sich meine meisten Theatererinnerungen. Denn während meiner Übungen als Reserveleutnant 1903–1906 konnte ich

dieses um sehr billiges Geld besuchen, ein Monatsabonnement, das für jeden Tag galt und mit einem Kameraden geteilt werden konnte, kostete ganze 15 Mark!

Freilich war der Dienst so anstrengend, daß ich mir dies nur einmal leistete. Für die Offiziere waren die beiden ersten Reihen des Parketts vorbehalten, dicht hinter den Orchestersesseln. Vor oder auch nach der Vorstellung war es Sitte, den wachhabenden Kameraden auf der Schloswache zu besuchen, wo stets ein einfacher Imbi mit Bier zur Verfügung zu stehen hatte. Schtzenwurst mit Kartoffelsalat war die vorgeschriebene Kost, wer, von ganz besonderen Ausnahmen abgesehen, üppiger auftischte, galt als unkameradschaftlich. Der wachhabende Leutnant hatte die regelmäßige Ablösung der Posten, alle zwei Stunden, zu überwachen, bei gegebenem Anlaß die vom Posten herausgerufene Wache präsentieren zu lassen und im übrigen sich für außerordentliche Flle bereit zu halten. Jeden Vormittag zu bestimmter Stunde hatte er sich beim König im Wilhelmspalast zu melden. Man wurde dort in das Privatkabinett eingeladen, wo der König neben seinem Schreibtisch stand, machte die vorgeschriebene Meldung, und wenn nichts besonderes vorgefallen war, kamen die gegenüber Reserveoffizieren üblichen drei Fragen: „Ist das Ihre erste Übung beim Regiment?“ „Waren Sie schon als



Als erste von allen grünt und blüht Jahr um Jahr die Kastanie gegenüber der Fürstenstraße, unstreitig ein festliches Bild!

Einjähriger beim Regiment?“ und „Was sind Sie in Zivil?“ Dann trat der König einen Schritt seitwärts, man riß sich noch einmal zusammen und mußte dann sehen, rückwärts schreitend die Türe zu erreichen, ohne mit dem nächstfolgenden Herrn zusammenzustoßen. So einfach dieser Vorgang war, hat er mir doch einmal zu erhöhtem Ansehen verholfen. Als ich 1905 dänische Wälder besuchte und die Frage, ob ich schon mit meinem König gesprochen habe, bejahen konnte. Und nun stellte mein Gastgeber, ein alter Oberjägermeister, mich nur noch vor mit dem Zusatz „er hat schon mit seinem König gesprochen“. Dann aber kam das Wort, das tiefen Eindruck auf mich machte: „Sie müssen einen guten König haben – man spricht gar nicht über ihn!“ Ja, das war es, das war das rechte Wort, und darum konnte der König noch im Spätherbst 1918 unbesorgt, allein in Zivil durch die Stadt gehen, nur von seinem Jagdhund (Griffon) begleitet, der an die Stelle der zwei weißen Spitzer

getreten war, und so konnte er die vom stellv. Generalkommando eingeleiteten besonderen Maßnahmen zum Schutz seiner Person noch am Vortag des Umsturzes ausdrücklich untersagen.

Die Gedanken sind weit vorausgeeilt und müssen wieder zurück zum Schloßplatz von damals, von 1888! – Als beim Jubiläum 1889 das Denkmal des Herzogs Christoph eingeweiht war, hörte ich, wie man sich darüber stritt, ob hier nicht des Guten zuviel getan sei, vor allem an dem figürlichen Schmuck, aber auch darüber, ob der Platz nicht jetzt gar zu sehr ausgefüllt sei. Schon im Jahre vorher stand ich neben meinem Vater, als dieser sich mit dem Bildhauer Fremd vor dem neuen Danneckerdenkmal unterhielt, das so ohne jede Beziehung zur Umgebung einsam neben der Straße im Rasen stehe. Es sei gerade, als ob hinter dem Königsbau ein Riese gestanden sei, der das Denkmal auf gut Glück herübergeworfen habe: „Wo du hinfällst, da bleibst du stehen!“ So kam ich früh dazu, mir über derlei Fragen Gedanken zu machen.

Der Schloßplatz hatte nun auch, 1886, eine Pferdebahn erhalten. Eine Neue Gesellschaft fuhr vom Pragfriedhof am (alten) Bahnhof vorbei über den Schloßplatz und die Calwer- und Rotebühlstraße aufwärts bis zur Schwabstraße. Die Wagen fuhren mit nur einem Pferde zum Schloßplatz, dort aber, an der Ecke der Kanzleistraße wurde ein zweites Pferd eingehängt bis zur Calwer Straße, wo es beim Einbiegen wieder abgehängt und zur Königstraße zurückgeführt wurde, um den nächsten Wagen abzuwarten. Wie oft habe ich diesen wichtigen Vorgang vom Fenster unserer Wohnung aus beobachtet. Auf dem Alten Postplatz wurde das Gespann wiederum verstärkt, mit Ablösung bis zur Endstelle. Man konnte, wenigstens im Anfang, ein- und aussteigen, wo man wollte, meist brauchte der leichte Wagen gar nicht erst anzuhalten, besonders die beiderseits offenen Sommerwagen, deren durchlaufende Bänke quer standen, waren leicht zu besteigen. Bald noch kam eine Verbindung von der Neckarstraße her durch die Schloßgartenstraße zum Schloßplatz und deren Fortsetzung durch die Königs- und Tübinger Straße bis Heslach, dazu eine Querverbindung durch die Paulinenstraße über das Lindle zur Neckarstraße.

Die *Königstraße*: Was war sie in jener Zeit, da nur wenige Kutschen fuhren und die meisten Menschen noch zu Fuß gingen, allen voran der König selbst, wenn er seine Einkäufe machte. Sie war die „Promenade“ der Hauptstadt, auf der man sich traf, sich verabreden und besprechen, die Schaufenster in aller Ruhe besehen und allerhand Größen begegnen

konnte, Größen der Hofgesellschaft, des Theaters, Künstler und Politiker, und andere Männer, ab und zu auch Träger fremdländischer Uniformen, ganz zu schweigen von den Besuchern vom Lande, die teilweise noch ihre Tracht trugen! *Eduard Paulus* hat sie liebevoll geschildert; aus seinem Gedicht „Meine Straße“ seien wenigstens Anfang und Schluß hier wiedergegeben:

„Königstraße, meine Wonne
O was wär ich ohne dich,
Auf dein Pflaster scheint die Sonne,
Wenn es noch so winterlich.
Schon seit zwanzig Jahren schreite
Ich an deiner Sommerseite,
Wurde niemals deiner satt,
Hauptpulsaderstrom der Stadt . . .

. . .
Wenn ich einst im Grabe ruhe,
wird man geistweis meine Schuhe,
Einwärts, wie sie jetzt schon gehn,
Diese Straße wandeln sehn.“

Er, der Spötter, war es auch, der damals, als der „Ver-
ein zur Förderung der Kunst“ begeisterte Damen zur
Großwerbung einsetzte (es war wohl 1886), die Bal-
lade vom Nesenbach-Athen schrieb, die, anklingend
an F. Th. Vischer, begann:

„O du Stadt der großen Becken, o du große
Beckenstadt,
Wie sich doch dein holdes Antlitz über Nacht
verändert hat.
Sonst so friedlich und gemütlich, lammfromm,
pietistisch mild,
Jetzt durchrasen deine Straßen Kunsthyänen,
schrecklich wild!“ . . .

Am Ende der Straße stand noch die alte Legions-
kaserne, in der Schiller als Militärarzt gedient hatte,
bis sie dem Wilhelmsbau hat Platz machen müssen.
Im Erdgeschoß waren die Sammlungen untergebracht,
die später in das 1896 fertiggestellte Landesgewerbe-
museum kamen. Dabei war, gerade im Blickpunkt
der Königstraße eine „Kamera obscura“, die alt und
jung viel Freude machte. Konnte man doch hier den
ganzen Verkehr genau beobachten. Und irgend etwas
besonderes gab es immer zu sehen, sei es auch nur
eine Truppe, die die Straße heraufzog zur großen
Rotebühlkaserne.

In späteren Jahren war ich ja selbst oft genug dabei.
Da wurde einmal das Pferd unseres Hauptmanns un-
ruhig, der der Kompanie vorausritt. Er rief den
Flügelmann, er solle nachsehen. Der preschte vor.



Aber ein Blick über den Platz zum Schloß und Kunst-
gebäude ist nur möglich, solange die Bäume
nicht belaubt sind.

„Herr Hauptmann, s hockt e Viech uff m“, rief er.
Nun die Bremse war schneller verscheucht als das
Schmuzeln auf unseren Gesichtern, auch der Haupt-
mann selbst hatte alle Mühe, das Lachen zu ver-
beißen. – So tauchen allerlei Erinnerungen auf. Am
„Stock“ der alte Veilchenverkäufer, der vor jedem
seine Mütze lüftete und die im Hause amtierenden Räte
als „Herr Kollege“ anredete, weil er gehört hatte, daß
sie sich untereinander so nannten. Der Landpfarrer,
der seinem Sohne die Auslagen der Geschäfte zeigte
und dann das Wort sprach, das sicher allen, die es
hörten, tief im Gedächtnis geblieben ist: „Siehst, das
alles brauchen wir nicht!“ Auch der Maronenröster
soll nicht vergessen werden an der Ecke zur Planie.
Am allerschönsten war die Straße jedes Jahr kurz vor
Weihnachten. Denn da wurde sie zum Wald! Auf
beiden Seiten standen die Christbäume dicht gedrängt,
weit in die Fahrbahn hinein, wie in die Gehsteige –
wer kann sich das heute noch vorstellen? – ununter-
brochen von der Legionskaserne bis zum Schloßplatz.
Das war ein Bild, war eine Stimmung, zusammen mit

den festlichen Auslagen der Läden, die wohl jedem Stuttgarter, der es erlebt hat, in der Erinnerung leuchtet. Die Weihnachtsmesse selbst reichte von der Planie über den Schillerplatz und die Seitenstraßen, die sie zum Teil heute noch inne hat, bis zum Marktplatz.

„Deutschlands herrlichster Platz“ – oder doch einer der schönsten – wird und kann er das wieder werden, wenn das Schloß aufgebaut und die Umgebung geordnet sein wird? Wird die Grünfläche in den Hof hereingezogen, wie dies Paul Bonatz kurz vor seinem Tode angeregt hat? Kann auf die Straße dort für den Verkehr verzichtet werden? Daß die beiden Doppelreihen der Kastanien, mit denen sich die Schloßflügel bis zur Königstraße fortsetzen, erhalten und ergänzt werden, versteht sich wohl von selbst. Aber die beiden Querreihen? Werden sie verschwinden, wie dies längst vorgeschlagen worden ist, um die alte Einheit von Schloß und Platz wiederherzustellen? Aber kann diese wieder so schön und geschlossen werden, wie einst, als hinter dem Schloß die grünen Hänge, die Gärten und Weinberge ohne störende Bauten sich hinaufzogen bis zum Wald auf der Höhe? Das war ein Hintergrund und Abschluß ohnegleichen! Heute

aber ist der Hang dicht überbaut, das gibt kein gutes Bild! Man merkt dies nur nicht so, solange die Querreihen stehen, denn sie zwingen den, der die ganze Schloßfront überschauen will, so nahe heranzutreten, daß der Hang in den toten Winkel verschwindet! Das ist ja der Grund, warum die Reihen immer noch stehen! Aber ist es nicht möglich, dem Schloßbau einen Hintergrund zu schaffen, der ihm Abstand gibt vom ansteigenden Häusermeer? Wohlüberlegte Baumpflanzung hinter dem Querbau könnte das erreichen, auf dem Akademiegelände, dessen Mittelpunkt doch wohl die Platanengruppe um den alten Brunnen bilden wird. Aber die Bäume brauchen ihre Zeit, bis sie hoch genug werden, um den Dachfirst sichtlich zu überragen, und wer kann heute drei bis vier Jahrzehnte warten? Wer kann voraussagen, ob der Platz dort nicht schon viel früher für irgendwelche Zwecke über oder unter der Erde geopfert werden wird? Das Grün des Waldes mit dem Grün des Schloßplatzes irgendwie für das Auge lose zu verbinden, und so dem alten geschlossenen Bilde so nahe zu kommen, wie dies eben möglich ist, das sollte eines der Ziele sein bei der Neuplanung für die ganze Umgebung!



So war einmal der Abschluß der Planie und des Schloßplatzes

König Karl von Württemberg in seinem Wesen und Wollen

Von Adolf Palm

Die Nachricht von der Geburt des späteren Königs Karl am 6. März des Jahres 1823 wurde von den Württembergern mit jubelnder Freude aufgenommen. Als die 101 Kanonenschüsse verhallt waren, eilten die Bürger der Residenzstadt auf die Straße und beglückwünschten einander unter kräftigem Händeschütteln. Jeder fühlte sich persönlich beschenkt und reicher geworden. Ebenso wurde das Tauffest unter allgemeiner Anteilnahme gefeiert. Man kam sich als eine große, eng zusammengehörige Familie vor. Dem gab ein Berichterstatte Ausdruck mit den Worten, man habe diese freudige Begebenheit im königlichen Schloß nicht als ein Hoffest, sondern als Volksfest, ja als Familienfest empfunden. Einundvierzig Jahre sollten vergehen, bis Karl, der einzige Sohn König Wilhelms I., zur Regierung kam, die er dann siebenundzwanzig Jahre lang geführt hat.

Tief und aufrichtig war die Trauer des ganzen württembergischen Volkes, als König Karl am 6. Oktober 1891 nach schmerzhafter Krankheit entschlief. Schon jahrelang hatte sie ihn zu einem zurückgezogenen Leben verurteilt, seit 1880 auf Rat der Ärzte verschiedene Monate im Jahr außerhalb des Landes im warmen Süden. Die Empfindungen des Volkes faßte Professor Dr. Julius Klaiber von der Technischen Hochschule in Stuttgart, der Nachfolger Friedrich Theodor Vischers, in dem Bekenntnis zusammen: „Wir haben einen guten König verloren. Es ist uns allen, wie wenn wir einen Vater, einen treuen, wohlmeinenden Vater verloren hätten. Wir alle haben ihn herzlich gern gehabt.“ Nicht lange dauerte es jedoch, daß die Erinnerung an König Karl verblaßte. Immer weniger sprach man von ihm, und die Geschichtsschreibung fand nach seinem Tode kaum etwas Wesentliches über ihn zu berichten, ja sie opferte das eigentlich Menschliche an ihm der streng wissenschaftlichen Methode des Vergleichs. Vor allem maß man ihn an seinem Vater Wilhelm I. Karl sei ihm an Geistesgaben nicht ebenbürtig gewesen, dafür könne man ihm zwar den guten Willen nicht absprechen. Im Gegensatz zum Vater habe er keinen großen dynastischen Ehrgeiz entwickelt und sich ohne Widerstreben den politischen Notwendigkeiten gefügt. Nicht zuletzt maß man ihn an seiner Gemahlin, Königin Olga,

Tochter des Zaren Nikolaus I. und Enkelin der Königin Luise von Preußen, die er mit 23 Jahren – sie ein halbes Jahr älter – geheiratet hatte. Sie sei dem Gatten geistig weit überlegen gewesen. Während dieser eigentliche Herrschereigenschaften entbehrt habe, sei an ihr jeder Zoll eine Königin gewesen.

Bewußt oder unbewußt verglich man ihn mit König Wilhelm II., dem Vielgeliebten, der seinen Württembergern nach der erzwungenen Abdankung erst recht ans Herz gewachsen ist, zumal sie unter solch peinlichen Umständen erfolgte, daß die meisten darin einen persönlichen Vorwurf empfanden. Nicht gerade sinngemäß stellte man ihn sogar neben den Herzog Karl Eugen und behauptete, der sei eine markante Gestalt im Bösen und Guten gewesen, doch bei König Karl wäre von der Volkstümlichkeit, die jenen ausgezeichnet habe, gar nichts zu finden.

Zweifellos hatte König Wilhelm I. Großes vor mit seinem neugeborenen Sohne. Volle 125 Jahre waren vergangen, seit zum letztenmal einem württembergischen Regenten ein Erbprinz während seiner Regierungszeit geboren wurde. Der um so stolzere Vater legte das feierliche Versprechen ab: „Mein ganzes Bestreben wird darauf gerichtet sein, dem Sohn, welchen Gott mir gegeben, diejenige Festigkeit und den Mut einzuflößen, welche notwendig sind, um das Wohl des Vaterlandes als den ersten Zweck seiner Handlungen anzusehen.“ Dieses Erziehungsprogramm war sicherlich von ehrlichster Absicht getragen und hat die geistige Bildung nicht vernachlässigt, obwohl dem König die Prägung des Charakters und des Willens am wichtigsten war. Letzten Endes ging es darum, daß der so eigenwillige Vater den Sohn ganz nach seinem Kopfe und entsprechend seiner eigenen Natur zu modeln gedachte. Bei der Trauerfeier der Technischen Hochschule in Stuttgart zu Ehren des verstorbenen Königs Karl hat es Julius Klaiber in aller Offenheit ausgesprochen: „Seine Erziehung schien zu den zarten und verschwiegenen Erregungen seines Gemütslebens den Weg nicht zu finden. Die kraftvolle Regierung seines Vaters schien ihn eher zu drücken und zu verschüchtern.“

Wilhelm I. kam gar nicht auf den Gedanken, seinem Sohn einmal ins Herz zu schauen und ihn in seiner

ursprünglichen Veranlagung kennenzulernen. Bei einer solchen Einstellung hätte es, zumal Vater und Sohn in ihrer Wesensart grundverschieden waren, naturnotwendig zu gewaltigen Konflikten kommen müssen, wenn der Kronprinz nicht vorsichtige Zurückhaltung geübt hätte. Sieger wäre durchweg der Vater geblieben. Denn er war nicht nur der geistig Überlegene, sondern auch aus härterem Stoff geformt, wurzelte außerdem in der Tradition des fürstlichen Absolutismus. Aber es war dem weich und musisch veranlagten Karl nicht in die Natur gelegt, gegen den Vater zu rebellieren. Er sträubte sich gar nicht, die für einen Prinzen seiner Zeit nun einmal standesgemäße Erziehung über sich ergehen zu lassen, er war vielmehr ängstlich bemüht, den strengen väterlichen Anforderungen gerecht zu werden. Wollte er doch ein guter König für sein Volk werden.

Dabei war Karl keineswegs unmännlich. In dem, was er später als Regent für recht und notwendig hielt, und in dem, was er einmal mit seinem königlichen Wort zugesagt hatte, bewährte er absolute Festigkeit. Niemand konnte ihm Feigheit vorwerfen. Als sein ihm von Jugend an freundschaftlich nahestehender Generaladjutant Freiherr v. Spitzemberg an den Pocken lebensgefährlich erkrankt war, hat er sich trotz der Ansteckungsgefahr nicht davon abhalten lassen, manche Stunde an seinem Krankenbett zu verweilen. Auch die eigenen Schmerzen habe er, wie uns Eberhard Graf Zeppelin berichtet, bis zu seinem Ende mit bewundernswerter Kraft und Geduld getragen, in rührender Weise bestrebt, seiner Umgebung mit übermenschlicher Anstrengung zu verbergen, wie schwer er litt.

Doch der heranwachsende Kronprinz zeigte sich empfindsam und gehemmt, vor allem aber unsoldatisch. Und das hat ihm sein Vater nie verziehen. König Wilhelm I. lebte sein Leben so selbstsicher, in seinen persönlichen Überzeugungen und Neigungen so felsenfest verankert, daß ihn bei seinem dynastischen Ehrgeiz die Enttäuschung darüber bis ins Innerste traf, den Sohn nicht nach seinen Erwartungen einschlagen zu sehen. Und da er feinere Gefühlsregungen für unmännlich oder für einen bürgerlichen Luxus ansah, auch seinen Launen jeweils freien Lauf ließ, hielt er mit seiner Enttäuschung nicht im mindesten zurück, nicht einmal vor Fremden. Daß dem Kronprinzen von seinem Vater eine ungute Behandlung widerfuhr, und seine Jugend eine recht unglückliche gewesen ist, hat Königin Olga in ihren Jugenderinnerungen überliefert, die von ihr im Alter niedergeschrieben und erst vor wenigen Jahren in größeren Auszügen veröffentlicht worden sind.

David Friedrich Strauß hat es bitter beklagt, daß König Wilhelm I. aus persönlichem Egoismus seinem Sohne Karl sorgfältig jede Gelegenheit entzogen habe, sich für sein Volk und Vaterland zu bewähren. Eifersüchtig habe er ihn von jedem Einfluß, jeder öffentlichen Tätigkeit ferngehalten. Immerhin war es für den Kritiker Strauß, wie er schreibt, eine Genugtuung, von Kundigen erfahren zu haben, daß der Kronprinz im stillen nicht müßig gewesen sei, sondern redlich sich bemüht habe, sich für seinen hohen Beruf vorzubereiten und sich über Verhältnisse und Personen ein selbständiges Urteil zu bilden. Diese Mitteilung steht keineswegs vereinzelt da. Wir hören von solchen Bemühungen des Kronprinzen während seines Studiums in Tübingen und Berlin, dann auf ausgedehnten Reisen im In- und Ausland, bei unzähligen Besichtigungen von Einrichtungen, Betrieben und Sammlungen aller Art und bei vielen persönlichen Begegnungen mit Männern der Politik und Wirtschaft, der Wissenschaft und Kunst, der Kirche und Schule. Letzten Endes aber war es der Inhalt eines nicht geringen Teiles seiner Mannesjahre, warten zu müssen, bis ihm das Schicksal die Möglichkeit zu einer sinnvollen und befriedigenden Tätigkeit beschere. Seinem Vater waren 48 Regentenjahre beschieden.

Um so achtenswerter ist es, was König Karl aus sich als Mensch gemacht hat. Und dafür haben uns nicht wenige glaubwürdige Zeitgenossen, besonders solche, die den König von Angesicht zu Angesicht kannten, eindrucksvolle Zeugnisse hinterlassen. Sie haben uns solch gewinnende, echt menschliche und dadurch unverlierbare Züge festgehalten, daß der fast vergessene König bei ihrer Zusammenfügung plötzlich wieder gegenwärtiges Leben gewinnt. Max v. Planck, der erste Rektor des nach dem König benannten Stuttgarter Karls-Gymnasiums, wurde hin und wieder zur königlichen Tafel geladen und hat seine Eindrücke wie folgt zusammengefaßt: „Einfach und offen, warm und selbst herzlich gab sich König Karl. Man verlor vom ersten Augenblick an jede Befangenheit. Keinen Augenblick stockte die Unterhaltung. Der König sprach von alten und neuen Zeiten, von seinen Studien und seiner Lektüre und mischte gerne einen heiteren, scherzenden Ton in das ernste Gespräch. Man fühlte sich wohl in seiner Nähe und verließ ihn mit den angenehmsten Gefühlen.“ Ähnliches berichtet Julius Kläiber von einer Begegnung mit dem König. Als eine innerlich reich angelegte Natur habe dieser seine große Sorge darüber geäußert, daß die Jugend immer mehr in Genußsucht und Blasiertheit versinke und dabei den Sinn für das Ideale verliere, das allein

dem jungen Menschen die Spannkraft erhalte und ihn für ein fruchtbares Leben im Staate tauglich mache. Der König stützte sich wohl auf Beobachtungen bei dem schnellen wirtschaftlichen Aufstieg des Landes innerhalb des geeinten Deutschlands. Diese Worte, fügte Klaiber hinzu, seien alle leicht und natürlich hingeflossen, mit Wohlwollen und väterlichem Ernst gesprochen. Nach dem Tode hat er dem König ein schönes Denkmal gesetzt. Es waren im Grund genommen einfach menschliche Tugenden, die ihn zierten, ehrliche Geradheit, redliche Pflichterfüllung, offene Wahrhaftigkeit und vor allem eine unergründliche Herzensgüte. In Sachen des Staates und der Politik habe er nie persönlichen Launen Raum gegeben. Stets habe er die Verfassung hochgehalten und mit seinem Volke jahrelang im Frieden regiert.

Die Württemberger spürten das gütige Herz ihres Königs. Eduard Mörike schrieb am 12. Januar 1867 an Moritz v. Schwind bei seiner Lösung vom Königlichen Katharinen-Stift in Stuttgart, das stets in enger Beziehung zur Krone stand, und in dem der König zuletzt am 25. Juni 1889 verweilt hatte: „Ich habe drum mein kleines Lehramt endlich aufgegeben, was dank der Munizipalität unseres guten Königs ohne allen ökonomischen Nachteil geschah.“

Prälat Konrad Kümmel, Redakteur des katholischen Deutschen Volksblattes, nannte ihn einen guten Schwaben, der es nicht geliebt habe, geräuschvoll in die Öffentlichkeit hervorzutreten, und die Eigenschaften großer Güte, wahren Gerechtigkeitssinnes, ruhiger Überlegung und eines lebendigen Verantwortungsgefühls besessen habe neben einem ungewöhnlichen Maß allgemeiner Bildung. In der aufgewühlten Zeit zwischen den beiden Kriegen von 1866 und 1870/71, wo die Zukunft Württembergs wie des gesamten Deutschlands noch völlig ungewiß war und die Ansichten schroff aufeinander prallten, da waren gerade die Augen der Presseleute mit besonderer Wachsamkeit auf den Landesfürsten gerichtet. Bei der Eröffnung des Landtags am 4. Dezember 1868 hoben die demokratischen Blätter die taktvolle und bescheidene Haltung des Königs und seinen gewinnenden Ton hervor, womit er die Thronrede verlesen habe. König Karl war sich dessen bewußt, daß die Krone ausgleichend wirken müsse, zumal in solch schicksalsschwerer Zeit.

Eine bisher unberücksichtigte Seite bringt uns dem König noch näher. Als er entschlafen war, gedachte König Wilhelm II., den er als Prinz rechtzeitig zu den Staatsgeschäften zugezogen hatte, in herzlicher Weise seines Vorgängers als eines gütigen Fürsten, dessen edles Herz stets für alles Schöne und Hohe

geschlagen habe. Mit dem unbestechlichen Blick für das Echte hat Wilhelm II. in wenigen Worten das Wesen seines Oheims enthüllt. Es war ihm ein inneres Bedürfnis, in der Stille Güte und Freude zu spenden und, wovon hier gehandelt werden soll, sein Leben mit Schönheit zu erfüllen. Eduard Mörike hat uns in verständnisvoller Sympathie mit König Karl ein nettes Beispiel überliefert. Im Sommer 1874 ließ sich der Dichter von dem Lehrer in Bebenhausen erzählen, wie der König sich öfters von ihm auf der Orgel seiner Schule vorspielen lasse, während er in dem Kreuzgang oder auf dem Dorment des Klosters spazieren gehe. Oder er fuhr mit einem Sonderzug von Friedrichshafen nach Biberach, um in der dortigen Stadtpfarrkirche den Darbietungen katholischer Kirchenmusik zu lauschen. Schon frühzeitig hat er eine ausgesprochene Begabung für Musik bekundet, auch zeichnete er gerne. Die Stunden, die er am Klavier zubachte, gehörten ihm allein. Mit seiner anerkannten Fertigkeit in der Öffentlichkeit zu brillieren, wäre ihm sicher als Verrat an seiner Gabe erschienen. Überhaupt stand ihm die Kunst zu hoch, als daß er sie dazu benutzt hätte, den Glanz der Krone zu erhöhen.

Bei seinem Aufenthalt in Berlin, wo er als Thronfolger seine Bildung auf allen Gebieten des wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und staatlichen Lebens vervollkommen sollte, besuchte er daneben fleißig die Kunstsammlungen, fühlte sich auch vorzüglich zu dem dortigen Kunsthistoriker Franz Kugler hingezogen. Und als er sich im Winter des Jahres 1843 nach Italien begab, hat er sich den Kunstschatzen in Florenz, Neapel und Rom mit großer Hingabe gewidmet. Außerdem habe er, wie Karl Gerok erzählt, die Ateliers der bedeutenden Künstler aufgesucht. Die Neigung des jungen Kronprinzen zur dramatischen Kunst und sein fröhliches Mitmachen in der „Glocke“, einer Vereinigung, gegründet zu geselliger Unterhaltung und Austausch literarischer Schöpfungen – auch Emanuel Geibel gehörte ihr an –, ist da und dort beschrieben worden. In einem Saal des königlichen Schlosses wurde sogar eine Liebhaberbühne errichtet und prächtig ausgestaltet, wo Karl sich in seinen Bühnenrollen glücklich fühlte und seine Schüchternheit vergaß. Leider stand Königin Olga ihr Leben lang dem Theater fremd gegenüber und ist wohl auch schuld daran, daß Friedrich Wilhelm Hackländer, der den Kronprinzen als Privatsekretär und Reisebegleiter zu den freundlichen Seiten des Lebens geleitete, in Ungnade fiel.

Wer Zugang zu dem Innern des Königs fand, wußte, daß ihm ein, freilich zeitbedingtes, künstlerisches

Verständnis zu eigen war, dabei ein beachtliches Wissen auf dem Gebiet der Malerei und der bildenden Kunst, auch des Kunstgewerbes. Aus berufenem Munde hören wir, durch eingehende kunstgeschichtliche Studien und stetigen Verkehr mit zahlreichen Künstlern habe er sich zu dem feinen Kenner ausgebildet, dessen gediegener Geschmack und sicheres Urteil auf allen Gebieten der schönen Künste so vielfach anregend und fördernd gewirkt habe.

Um den König nach seinem Tode zu würdigen, wurde von Brüssel aus darauf aufmerksam gemacht, daß er mit mehreren belgischen Künstlern rege Beziehungen unterhalten habe, so mit dem Maler Louis Gallait, der am königlichen Hofe zu Stuttgart in ehrenvoller Weise aufgenommen worden sei. Auch die belgische Bildhauerei habe bei ihm Anerkennung gefunden. So befanden sich zwei Werke von Willem Geefs in einer Vorhalle des Stuttgarter Schlosses. Und als der ausgezeichnete Pianist Professor August Dupont Konzertreisen durch Deutschland unternahm, habe er sich der wohlwollenden Förderung durch den damaligen württembergischen Thronfolger erfreut. Unverbürgt ist zwar die ebenfalls von Brüssel aus verbreitete Nachricht, König Karl habe etwa 15 Jahre vor seinem Tode in strengstem Inkognito die großen Genter Blumenausstellungen besucht. Aber sie ist kennzeichnend für den Ruf, den der König weit über die Grenzen seines Landes hinaus besaß. Jedenfalls hat er, vor allem ein Freund der Rosen, im Jahre 1888 nach Empfang der Nachricht, daß sich einer der hervorragendsten Blumenzüchter Belgiens in Konstanz aufhalte, diesen sofort zu sich nach Friedrichshafen eingeladen, um ihm das königliche Schloß mit seinen prächtigen Gartenanlagen zu zeigen. Auch sonst erfahren wir von des Königs sachverständiger Fürsorge für die Gärten seiner Sommerresidenz und von der Freude, sie seinen Besuchern vorführen zu dürfen. Gleichfalls habe er die königlichen Anlagen in Stuttgart geschmackvoll verschönt. In früheren Jahren hat man ihn fast täglich mit seinem Generaladjutanten durch diese oder durch die Straßen Stuttgarts in bürgerlicher Kleidung spazieren gehen sehen. Die Natur liebte er besonders in ihrer lieblichen Erscheinung. Der Anblick eines Sonnenuntergangs auf Sizilien machte, wie Königin Olga erzählt, den sonst so Schweigsamen beredt, und Eberhard Graf Zeppelin hat in seiner Gedenkschrift für den König mit bewegten Worten dessen tiefe Zuneigung für den Bodensee bezeugt.

Nur gestreift werden soll, wie er unermüdlich und mit offener Hand die heimatkundlichen und kunstgeschichtlichen Bestrebungen im ganzen Lande unter-

stützte und sie in ihrem tieferen Sinn zu verstehen suchte. So hat er dem „Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“ als eine seiner schönsten Aufgaben vorgezeichnet, „das geistige Band, das zwischen den Umwohnern des Bodensees, dieser schönen Schöpfung Gottes, besteht, zu kräftigen und enger zu schlingen“. Noch 25 Jahre nach dem Tode des Königs rühmte der damalige Landeskonservator Dr. E. Gradmann, das historische Landesmuseum habe unter ihm glückliche Tage gehabt. Von 1865 ab fanden, vom König veranlaßt und finanziert, zwölf Jahre lang während der Wintermonate im Königsbau zu Stuttgart allgemeinbildende Vorträge statt, für die die bedeutendsten Gelehrten der Hochschulen gewonnen wurden.

Am 2. Juni 1868 richtete Eduard Mörike an seinen Freund Karl Wolff die Frage: „Was ist denn an der Sage, daß der König im Kloster Bebenhausen eine Einrichtung zum jeweiligen Aufenthalt für sich machen lassen wolle?“ Das Gerücht hat sich bewahrheitet. Schon im Jahre 1807 hatte sich König Friedrich I. im Kloster eine Bleibe für seine Jagden im Schönbuch eingerichtet. Nun ließ König Karl es in eine Sommerresidenz verwandeln. Doch wie dies geschah, kennzeichnet seine kunstsinnige und pietätvolle Art. Die vorsichtige, die alten Formen bewahrende Erneuerung des Klosters bedeutete seine Rettung für spätere Tage. E. Gradmann pries dieses königliche Wiederherstellungswerk als ein Ehrendenkmal jener Zeit. Tatkräftig förderte König Karl die Erhaltung und Restaurierung so mancher altherwürdiger Kunstdenkmäler in Württemberg. Auch dem Kloster Maulbronn gehörte seine Neigung, das dann auf Staatskosten wiederhergestellt wurde. Großes Interesse widmete er den Erneuerungsarbeiten am Ulmer Münster sowie der Vollendung seines Turmes und bekundete es nach außen durch persönliche Teilnahme an den denkwürdigen Münsterbaufesten der Jahre 1877 und 1890.

Trotzdem erlebte die Kunst in Württemberg während der Regierungszeit König Karls keine Blüte. Man sprach sogar von einem Dornröschenschlaf, in den sie verfallen sei. Sicher hat der König das kulturelle Leben seines Landes nicht richtungsweisend befruchtet und geprägt, wie überhaupt keine wahrhaft schöpferischen Impulse von ihm ausgegangen sind. Abgesehen vielleicht von Lichtblicken in der Architektur nirgends in der Kunst ein mitreißender Aufbruch, nirgends neue Ziele, nicht einmal ein erkennbarer Weg. Doch wäre es ungerecht, die Schuld an einer solch tiefgreifenden Stagnation einem einzelnen aufzubürden. Die Verhältnisse gegenüber dem absolutistisch bestimmenden Herzog Karl Eugen hatten sich von Grund auf gewan-

delt. Ferner ist zu beachten – Hermann Missenharter hat unter anderem darauf hingewiesen –, daß die durch die Reichsgründung bedingte wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung zunächst die schwäbische Residenz in die Rolle einer Provinzstadt gedrängt hat. Die fast weltläufige und so überaus gesellige Stadt der Künstler und Dichter sei für etliche Zeit eine rechte Philisterstadt geworden.

Zur Aufhellung der Lage in der bildenden Kunst hat Werner Fleischhauer in dem Buch „Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert“ eine gelehrte Geistesgeschichte des Schwabenlandes entworfen. Zu der von Anfang an in der evangelischen Landeskirche herrschenden puritanischen Haltung gesellte sich später der Pietismus mit seiner Bilderfeindlichkeit, und während die blühende Kunst im katholischen Schwaben zwischen Lech, Schwarzwald, Schwäbischer Alb und Bodensee durch die harten Eingriffe der Mediatisierung und Säkularisierung erstickt wurde, ließ die vorwiegend rationale Bildung des protestantischen Bürgertums in Altwürttemberg ein lebendiges Gefühl für die gestaltenden Künste nicht zur Entfaltung kommen. Diese umfassende Überschau über die hier zusammenwirkenden Kräfte ermöglicht uns, die kulturellen Verhältnisse in Württemberg auch während des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts gerechter zu beurteilen. Die urschwäbische haushälterische Beschränkung des Königs ließ zudem bei all seiner oft gepriesenen fürstlichen Freigebigkeit ein großzügiges Mäzenatentum nicht zu. Er hatte zunächst eine Erhöhung der Zivilliste abgelehnt, die nach der Verfassung bei seinem Regierungsantritt neu festzusetzen war, obwohl sie schon unter seinem Vater nicht zugereicht hatte. Wegen der ganz natürlich steigenden Ausgaben, nicht zum wenigsten für das Hoftheater, wurde dann im Jahre 1874 ein verhältnismäßig geringfügiger Mehrbetrag hinzugefügt. Zu jener Zeit vollzog sich die Industrialisierung Württembergs meist aus kleinen handwerklichen Betrieben unter größter Sparsamkeit, so daß auch von dieser Seite lange nur geringe Aufträge an die Künstlerschaft zu vergeben waren. Alles in allem aber bietet die Gestalt des aus feinem künstlerischen Empfinden lebenden Königs einen eigenartigen Reiz in einer Umwelt, in der sich ein kraftvolles und unmittelbares Verhältnis zur Kunst in weiterem Umfang erst allmählich entwickelte.

Mag er sich auch allein am Klavier am wohlsten gefühlt haben, so hat er sich doch nicht in einen eigenen, dem Leben abgewandten Kreis eingesponnen. Auch das kennzeichnet den König, daß er seine Herrscherpflichten sehr ernst genommen hat. In der ersten Erklärung an sein Volk steht der Satz: „Indem ich die

Zügel der Regierung ergreife, vertraue ich vor allem auf Gottes Hilfe.“ Er hat die Zügel bis zu seinem Tode in der Hand behalten, soweit die strenge Bindung an die Verfassung eine straffe Zügführung überhaupt noch zuließ. In der hohen Auffassung seines königlichen Berufes nahm er laufenden Anteil an der Regierung. Seine Minister hatten jederzeit mit ihm zu rechnen, und er war für sie keinesfalls ein leicht zu behandelnder Souverän.

Unter Umgehung der Beschlüsse der Deutschen Bundesversammlung stellte der König im Vertrauen auf die politische Einsicht seines Volkes am 24. Dezember 1864 durch königliche Verordnung die Presse- und Vereinsfreiheit wieder her. Wir haben anschauliche Beispiele dafür, wie weit er die Pressefreiheit faßte. Auch wo es um seine eigene Person ging, war man nicht zimperlich. Eine weitergreifende Verfassungsreform, die endlich aus der zweiten Kammer eine tatsächliche Volkskammer machen sollte, ließ auch nach des Königs Tode noch fünfzehn Jahre auf sich warten. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1866 trat König Karl mit aller Entschiedenheit und einer Ausdauer, die man ihm bei seiner friedliebenden Natur gar nicht zugetraut hätte, für die militärischen Notwendigkeiten seines Landes ein. In diesem Fall hat er, obwohl es seiner korrekten und geraden Art widersprach, sogar unter Umgehung des damaligen Kriegsministers die Initiative ergriffen und sich unmittelbar über die Reformbedürftigkeit des württembergischen Heeres unterrichten lassen. Auch weiterhin kümmerte er sich energisch um dieses Problem und legte, als die Kammer zu Beginn des Jahres 1868 über das neue Wehrgesetz beriet, erneut sein persönliches Gewicht in die Waagschale. Noch im ersten Weltkrieg bestätigte Generalmajor v. Habermaas, daß der König auch die Neubildung des württembergischen Armeekorps nach 1870 und seine Einfügung in den neuen Rahmen sorgfältig überwacht habe. Auf der anderen Seite hatte er für die Schaustellung der kriegerischen Macht seines Landes durch glanzvolle Paraden, wozu allein die farbenprächtigen Uniformen seiner Regimenter verlockten, nicht das geringste Verständnis, wie es seiner inneren Wahrhaftigkeit widersprach, die Majestät des Königtums durch äußeren Pomp zu dokumentieren.

Das zunächst geheimgehaltene Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen, dessen Bekanntwerden später in der zweiten Kammer einen gewaltigen Sturm entfachte, hatte er aus persönlicher Überzeugung geschlossen. Er stand dann eindeutig, aber ohne Pathos, zu ihm, was nicht ohne Wirkung blieb. Denn die bestimmte Haltung des Königs, auch in der Frage des

neuen Zollvereins, erleichterte der Regierung das sichere Auftreten. Wenn er dabei von der Pflicht gegenüber dem gesamten Vaterland sprach, so war das keine Phrase. Als durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preußen der Bündnisfall eintrat, stellte er sein ganzes Heer dem preußischen König zur Verfügung. Und die Württemberger, die bis dahin zu einem großen Teil mit schwerwiegenden Bedenken zu ringen hatten, dankten ihm durch begeisterte Kundgebungen dafür, daß er durch seine klare Entscheidung sozusagen die Verantwortung auf seine Schultern geladen hatte. Die Einheit von König und Volk war ihnen in Schicksalsfragen eine Herzenssache.

In dem Werk von Georg Franz über den Kulturkampf steht der Satz: „Am ruhigsten verlief die kirchenpolitische Entwicklung im Königreiche Württemberg.“ Tatsächlich war es neben Oldenburg der einzige deutsche Staat, der von jener unseligen Auseinandersetzung verschont blieb. Ob in Württemberg auch ohne König Karls persönliche Einwirkung der Friede gerettet worden wäre, ist eine müßige Frage. An sich war die Haltung der Minister friedfertig; bewundernswürdig aber war die Loyalität des Rottenburger Bischofs von Hefe. Doch hat der König von vornherein als Regent und Bischof der evangelischen Landeskirche eine solch entschiedene Stellung eingenommen und sie die ganze Zeit über so geradlinig vertreten, daß selbst bei einer gefährlichen Versteifung der auch in Württemberg bestehenden Fronten wahrscheinlich ein Konflikt vermieden worden wäre. Seinen evangelischen Glauben nahm der König ernst; aber in seiner ritterlichen Art brachte er anderen religiösen Überzeugungen eine ehrerbietige Achtung entgegen. Über die Auffassung der katholischen Kirche zu den strittigen Fragen ließ er sich selbständig von maßgebenden Mitgliedern derselben unterrichten und soll dann das Wort geprägt haben: „Solange ich König bin, werden solche Gesetze bei uns nicht eingeführt.“

Auch in Personalfragen vertrat der König einen festen Standpunkt, was um so wichtiger war, als ihm freie Entscheidung in der Wahl der Minister zustand. Mit Recht wurde einmal vermerkt, er habe sich seine Leute genau angesehen. Mit dem Augenblick, wo er dem leitenden Minister Freiherrn v. Varnbüler sein persönliches Vertrauen entzog, war dessen Stellung endgültig gebrochen. Umgekehrt bedeutet die lange Zusammenarbeit mit Mittnacht ein nachdrückliches Bekenntnis des Königs zu ihm. Im ganzen gesehen entsprach es freilich nicht seiner Art, kraftvoll den eigenen Willen durchzusetzen und die Verhältnisse nach

eigenen Vorstellungen zu gestalten. Dazu kam, besonders im letzten Jahrzehnt seines Lebens, Gehemmtsein durch körperliches Leiden mit langen Aufenthalten im Ausland. Aber vor allem in der Lösung der Deutschen Frage erwies sich die vorsichtige Zurückhaltung als ein Glück für das Land. Den Weg, den man beschreiten mußte, wies Freiherr von Mittnacht und ebnete ihn mit der Meisterschaft des geborenen Diplomaten und Politikers. Er behielt die Fäden mit erstaunlicher Sicherheit in der Hand. Doch wie einerseits das Vertrauen des Königs die Grundlage seiner Stellung als Minister war, erlaubte es ihm zugleich die bewundernswerte Folgerichtigkeit seines Handelns. Auch aus Mittnachts Erinnerungen ist zu entnehmen, daß ihm die Überzeugung von seines Königs absolut korrekter Haltung manch heikle Situation mit Zuversicht bestehen ließ.

Sobald sich König Karl in das Gedränge der politischen Leidenschaften begeben hätte, wäre dies, wie er selbst spürte, zum Schaden für die Sache und für die Monarchie gewesen. Daß es ihm sehr schwer fiel, sich in die preußische Auffassung des deutschen Schicksals zu fügen, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Mittnacht, im Gegensatz zum König von Natur ein kühler, rein sachlich denkender Rechner, ein Mann von überlegener Kraft des Geistes und des Willens, der sich um den Beifall der Menge nicht kümmerte und die Widerstände des Hofes in geschickter Weise umging, hatte es durch seine bürgerliche Herkunft schon an sich viel leichter, über liebgewordene Traditionen sich hinwegzusetzen. Er selbst verstand es, daß es für König Karl schwere Opfer waren, die er mit seinem Nachgeben auf sich nahm. Wenn er aber seit 1867 zunächst als Chef des Justizdepartements und seit 2. September 1870 als leitender Minister die Geschicke Württembergs lenkte, geschah es fortlaufend im Einverständnis mit dem König. Freilich ist bei diesem bis zu seinem Ende ein Stachel über die Erhöhung der Krone Preußens zurückgeblieben. Trotzdem hat er wiederholt seinem Minister bewegten Dank abgestattet und ihm bestätigt, daß er ihm lange Jahre ein treuer und umsichtiger Ratgeber gewesen sei. Daß Mittnacht seinen König vorsichtig in die ihm allein möglich erscheinende Richtung brachte, ohne es zu Konflikten kommen zu lassen und ohne ihn zu verletzen oder bloßzustellen, ist sein geschichtliches Verdienst. Gerade seine im Jahre 1909 veröffentlichten „Rückblicke“ setzen uns in Erstaunen, welch tätigen Anteil der König in jenem Zeitraum an allen politischen Fragen nahm. Auch von Karl Gero Herzog v. Urach hören wir, sein Vater, Herzog Wilhelm, habe ihm erzählt, daß König Karl ein gewissen-

hafter und ernster Arbeiter bei seinen Regierungsgeschäften gewesen sei.

Die Gefühle dankbarer Treue und ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit, die das württembergische Volk mehrfach in spontanen Kundgebungen äußerte, wie zuletzt die fast allgemeine Bekundung der Trauer bei seinem Tode machen offenbar, daß man sich unter König Karl geborgen fühlte, auch ohne daß er sich als Regent leutselig zu geben wußte oder glanzvoll in Erscheinung trat. Besonders in den bewegten Jahren von 1864 bis 1871, dann wieder, als rings um Württemberg der Kulturkampf entbrannt war, sah man in ihm einen wahren Hort des Friedens. Während seiner Regierungszeit hatte das Land einen gewaltigen Wandel fast auf allen Gebieten erlebt, doch ohne tiefgreifende Erschütterungen und ohne unheilbare Zwispaltigkeit in der Bürgerschaft.

Karl hat kaum sichtbare Werke persönlicher Tatkraft hinterlassen und sich gescheut, bestimmend in die Regierung seines Landes einzugreifen. Doch wurde seine bewußte Zurückhaltung und seine Absicht, ausgleichend zu wirken, allgemein in Württemberg als Element der Beruhigung oder vielmehr der Stabilität empfunden, ja um so dankbarer begrüßt, als man die innere Einstellung des Hofes zur deutschen Frage und besonders das starre dynastische Selbstgefühl der Königin Olga kannte und ahnte, wie bitter für den König selbst die Vorstellung sein mußte, eines Tages den preußischen Primat für sich, damit aber auch für seine Nachfolger anerkennen zu müssen und die Verdrängung Österreichs zu dulden. Württemberg wäre auch ohne Mitwirkung des Königs dem neugegründeten Deutschen Reiche eingegliedert worden. Aber einsichtsvolle Zeitgenossen wiesen mit Bestimmtheit darauf hin, es sei sein eigenstes Verdienst, in welchem Geist sich die Eingliederung im einzelnen vollzogen habe. Auch hier hat er ganz im stillen mildernd und ausgleichend gewirkt, nicht zum wenigsten beim schwäbischen Adel. Ein Gutachten Mitnachts für den König vom 17. Dezember 1870 kennzeichnet die Lage: „Die deutsche Verfassungsfrage ungelöst und anscheinend unlösbar, hatte eine Zersetzung und Verbitterung des öffentlichen Lebens in den süddeutschen Staaten, insbesondere in den Kreisen der Volksvertretung herbeigeführt, welche von der Regierungs-

gewalt überall als schweres Hemmnis ihres eigenen Wirkens empfunden wurde.“ Wir wissen, daß diese Zerrissenheit in Württemberg den bedenklichsten Grad erreicht hatte. Und nachher blieben Mißtrauen, Bedenken und Mißverständnisse noch genug zu überwinden. Wie bitter hatte Dietrich Schäfer während seiner Tübinger Jahre von 1888 bis 1896 die Abneigung so mancher Württemberger gegen Preußen empfunden.

Mit einer Festigkeit, die bei seiner weichen, gefühlbetonten Art überrascht, stand König Karl unentwegt 27 Jahre lang zu seinem Gelöbnis, das er bei der Thronbesteigung abgelegt hatte: „In allen meinen Handlungen soll mich nur ein Gedanke, der Gedanke an das Wohl meines Landes und das Wohl des gesamten deutschen Vaterlandes leiten.“ So hatte er zu einer Deputation der bürgerlichen Kollegien Stuttgarts gesprochen. Ähnlich hat er sich schon vorher in der ersten Anrede an sein Volk geäußert und betont, er werde die Verfassung des Landes getreu beobachten. Sein aufrichtiges Wollen kennzeichnen die Schlußworte: „Meine Untertanen werden mir, ich baue darauf, mit Vertrauen und Liebe entgegenkommen, damit das feste, auf Recht und Treue begründete Band, das Fürst und Volk Württembergs stets einigte, auch zwischen uns fest und aufrichtig fortlebe.“ In dem Ausdruck „unser König“ bekundete sich die enge, persönliche Bindung an den „Landesvater“, den man wirklich als solchen empfand. Trotz der Mannigfaltigkeit in seiner Stammesherkunft und der verschiedenen geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit der einzelnen Landesteile kam sich das Schwabenvolk unter König Karl als eine erweiterte Familie vor. In seiner schlichten und anspruchslosen und doch hoheitsvollen Art strahlte er echte königliche Würde aus. Bei einem solchen Verhältnis zwischen Fürst und Volk konnte sich über die zahlreichen Gegensätze hinweg ein lebendiges Staatsgefühl weiter entwickeln und vertiefen. Der König war zum Sinnbild des Staates geworden und hat die neue Form eines allein noch möglichen bürgerlichen Königtums begründet. So hat König Karl trotz seines schüchternen Wesens und ohne hervorragende Gaben des Geistes durch seine menschlichen Eigenschaften den Sinn des Königtums erfüllt und verdient die achtungsvolle Dankbarkeit der Württemberger.



Die alte Haustüre (Munderkingen/Donau)

Aufnahme Lahnstein

Botschaft eines Dichters

Otto Heuschele zum 60. Geburtstag

Von Emil Wezel

Es gibt Dichter, die als Lyriker, als Erzähler, als Dramatiker gelten. Ihre eigentliche Leistung hat sich unter einem dieser Begriffe dem Zeitbewußtsein eingepreßt. Das reiche dichterische und kritische Schaffen von Otto Heuschele läßt eine vereinfachende Rubrizierung dieser Art nicht zu. Ebensowenig wird ihm gerecht, wer sein Werk nur im schwäbischen Heimatraum oder nur in der Welt des europäischen Geistes angesiedelt sieht. Desgleichen verkennt ihn, wer den Bewahrer der Tradition nicht auch im Ruf an das Gewissen der Zeit vernimmt. Nach allen diesen Richtungen erstrecken sich die Wege seines Wollens und Wirkens; sie alle haben jeweils sehr entschieden, doch ebenso vielgestaltig am Bilde dieses – nun sechzigjährigen – Dichters teil.

Der Leser, der dieses oder jenes Buch von ihm kennt, fühlt sich daher eigentümlich überrascht, wenn er Äußerungen aus früheren oder späteren Schaffensjahren begegnet. Freilich bleibt Heuschele stets seiner Natur, dem Gesetz seines Wesens treu. Er überschreitet nie die selbstgesetzten, selbstbejahten Grenzen: jene Begrenzung, welche die Form, seine Form ihm abverlangt. Darum bejaht er nicht das Experiment. Er liebt nicht, was ohne Bindung, ohne Halt, ohne Grund ist, was sich ungesichert dem Nichts offenhält. Er sucht nicht das Grelle, die kräftigen Kontraste. Das mag erklären, warum er nie die Bühne des Dramas betreten, doch auch nie dem Theatralischen gehuldigt hat.

Mannigfache Früchte reifen ihm in Erzählung und Gedicht. Auch zwei Romane liegen vor. Auf diesem Felde entfaltet sich seine Natur in die Breite, in die Tiefe, wandelt sich und wächst, ohne sich zu entwachsen. Die erstaunliche Vielgestaltigkeit seines Schaffens wird jedoch erst in jener Literaturgattung sichtbar, die seinem Wesen besonders gemäß ist: im Essay, überhaupt in der darstellenden Prosa. Betrachtungen und Deutungen, Briefe, Reden und Gespräche, Sprüche und Aphorismen, Aufzeichnungen und Skizzen, Biographien als Dank und Gedächtnis neben den Einleitungen zu zahlreichen Anthologien – alle diese Titel und Untertitel von Einzelwerken und Sammlungen bezeugen seine nie ermüdende Beschäftigung mit Fragen des geistigen Lebens, seine Auseinandersetzung mit zeitlosen Werten und Werken wie mit

einzelnen Gestalten und Bewegungen. Diese Arbeit, die dem Ewig-Gültigen, nicht dem Zeitgebundenen, dem Grundsätzlichen, nicht dem Beiläufigen, dem Wesentlichen (und zugleich Einfachen), nicht dem Problematischen zugewandt ist – diese verantwortungsbewußte Verehrung des Großen, Schönen, Reinen wird ausgelöst und bestimmt durch Goethes „Forderung des Tages“. Sie entspringt dem Willen, der Zeit zu dienen.

Eben diese Absicht, die sich bereits frühe, noch ganz in der Form persönlicher Empfindung und Stimmung äußert, läßt verstehen, warum Heuscheles Schaffensweg mit betrachtender Prosa beginnt. Sie, die teilnehmend beim Gegenstand verweilt, ermöglicht dem Dichter, das unmittelbare Verhältnis, das er zur Literatur, zur Kunst, zur abendländischen Überlieferung gewonnen hat, eindringlich zu erhellen: als etwas darzustellen, in das nicht nur die leisesten Schwingungen des eigenen Erlebens eingegangen sind, sondern das auch seinerseits dem Leben Beseeltheit, Sinn und Wert, ein tieferes Wissen um seine Bestimmung gibt. Solche Besinnung, welche die beharrende Ruhe der Prosa bewahrt, führt zu klarer Einsicht, was erst nur Zustimmung des verehrenden Gefühls war. Sie folgt, im gelassenen Gleichmaß dieser Sprache, jedoch nicht nur den Beziehungen ins eigene Innere, sondern gibt auch das Eigenleben und den Eigenwert des betrachteten Gegenstands rein und unentstellt zu erkennen. Diese kontemplative Prosa, die den vielgestaltigen und vieldeutigen Äußerungen des Geistes empfangend gegenübersteht, macht daher ansichtig, was an ihnen wesenhaft, und vergegenwärtigt, was an ihnen zeitlos ist. Wenn Heuschele außerdem die Frage erhebt, was jenes Unvergängliche, Schöne, Wahre nicht allein für ihn, sondern für die Zeit, in der wir leben, bedeute, so wird diese Prosa auch zu einem Mittel des Bekennens, durch das er bekräftigt, wie jene Werte befruchtend, reinigend, läuternd in das Dasein des einzelnen wie der Gemeinschaft einstrahlen und in allen, die für sie empfänglich sind, zu ungezählten Möglichkeiten neuen Erlebens werden. Dergestalt erfüllt der Dichter seinen verpflichtenden Auftrag: er wird zum Mittler zwischen dem Zeitlosen und der Zeit. Er kündigt von dem Licht, das „über der Finsternis steht“, von der heilenden Kraft, durch die es Unheil und Dunkel bezwingt.

Die abendländische Erneuerung, die zum eigentlichen, nie erschöpften Thema Heuscheles wird, bedarf also der strengen, immer neu sich prüfenden Orientierung an den großen Vorbildern, an jenen Werten, die im Metaphysischen gründen. Denn in jeder schöpferischen Bekundung des Geistes wird eine Offenbarung des Göttlichen, einer ewigen Ordnung, eines höheren Reichs des Sinnes erkannt, die aus den Bedrängungen und Zerstreuungen des Zufälligen heraushebt und eine neue Einheit und Ordnung des Lebens stiftet. Dichtertum wird selbstlose Hingabe: ein ganz zur Pflicht und Sache gewandtes Dienen, das durch die Einverwandlung des Ewigen ins Zeitliche sich vor dem fordernden Augenblick bewährt. Das Priesterliche, das dadurch der Dichter, sein Amt und Auftrag gewinnt, äußert sich – fast programmatisch kühn – schon im Titel der ersten Essays „Aus dem Tempel der Dichtung“ (1920).

Das ausgeprägte Bewußtsein von der priesterlichen Berufung des Dichters zeigt Heuschele denn auch frühe im Einklang mit der symbolistischen Kunstbewegung, deren deutschen Meister er in Stefan George verehrt. Sehr nachhaltig ist der Einfluß von Hugo von Hofmannsthal, dem Freund vieler Jahre. Aus artverwandtem Geist erhellen die Betrachtungen „Fest und Festkunst“ (1923) am Beispiel des Tanzes und des Theaters, wie „eine neue Kultur des Ausdrucks, des Wesenhaften, der geistigen Not“ durch eine ihr gemäße Kultstätte die schmerzende Vereinzelung des modernen Menschen überwinden könne. In anderer, betont persönlicher Form bekennen sich die „Briefe aus Einsamkeiten“ (1924) zu den „Kündern einer neuen Kunst und Kultur“. Zugleich bezeugen sie die wachsende Verehrung für Hölderlin, der zum tiefgründigsten Erlebnis, darum zum Urbild des Dichterischen überhaupt wird. Auch Parzival, Simplizissimus, Faust, Zarathustra – sie alle gewinnen in dieser „Sprache der Stille“ (wie Stefan Zweig sie nennt) das Erregende echter Begegnung.

Dichtung ist somit Dienst am Leben. Er gilt dessen Wachstum und Wandlung zum Wesenhaften. Gleich unmittelbar in das Innerliche einbezogen, vertieft und verwandelt wird es jedoch auch in einem viel engeren Kreis. Er umschließt das Nahe: die Heimat, die vertraute Landschaft, die Natur, die er als mütterlichen Lebensgrund erfährt, alles, was Erinnerung an Kindheit und Jugend bewahrt hat. Heuschele, der am 8. Mai 1900 in Schramberg als Sohn eines Gärtners geboren wurde und seit dem zweiten Lebensjahr in Waiblingen wohnt, hat seine Herkunft, das schwäbische Element seines Wesens, nie verleugnet. Bauern unter den Vorfahren des Vaters, Ärzte und Offiziere

unter denen der Mutter weisen außerdem auf die verschiedenartigen Lebensformen, die in diesem Erbe angelegt sind. Und schließlich mag die Tatsache, daß seine Wiege an der Wende zweier Jahrhunderte stand, ihrerseits erklären, warum der Blick auf das Vergangene und in die Zukunft ihm gleichermaßen Dank und Verpflichtung bedeutet.

Die Mannigfaltigkeit der inneren Antriebe, die sich in Abwehr und Zustimmung, in Distanz oder liebender Hingabe äußern, bestimmt so auch das Erleben der Heimat. Auch diesen persönlichen Umkreis befragt Heuschele nach Bestand und Dauer im Gleiten der Zeit, im Wechsel der Stimmungen und Empfindungen, die den Erlebenden durchströmen. Und auch dieses Nahe gibt Zugang zur Tiefe hinter den vergänglichen Dingen. Die Aufzeichnungen „Im Wandel der Landschaft“ (1926) berichten deshalb nicht nur vom Erwandern der Wiesen und Wälder, der Berge und Täler im wechselvollen Lauf des Jahres. Sie machen vielmehr auch das Bleibende, Wesenhafte ansichtig, das die eigene Seele in der – sie durchdringenden – „Seele der Landschaft“ wiedererkennt. In beiden ist Klarheit, Maß, Ausgeglichenheit, das Klassische der begrenzten, in sich ruhenden Form. Keinem eignet „das Wilde und Heftige, das Gewaltige und Aufdringliche, das wir anderorts gewahren“.

Jede Nähe und Ferne wird jedoch erst durch die Sprache zu einem in sich ruhenden Sein eigenen Werts. Sie, die den Augenblick, den flüchtigen Zeitlauf an die Gestalt des Wortes und damit an die Präzision eines Endgültigen bindet, wird nun, noch behutsamer als im Frühwerk, auf ihre formende Kraft erneut befragt. Denn Heuschele weiß, daß „Würde und Maß des Dichtertums immer gemessen werden an der Sprache, die der Dichter schreibt“. Der in der Sprache begründete Anspruch der Dichtung auf Gültigkeit und Dauer erhält deshalb für ihn die Verbindlichkeit einer existentiellen Frage, an der er Sinn und Ziel des künstlerischen Schaffens überhaupt zu klären sucht. Die gesammelten Reden und Aufsätze „Geist und Gestalt“ (1927), „Dichtung und Leben“ (1930), „Geist und Nation“ (1940), „Betrachtungen und Deutungen“ (1948) umkreisen alle dieses Grundthema. In dem Maße aber, in dem sie die Würde der Sprache in der Würde des Menschen begründen und, im Sinne Hofmannsthals, ihren Wert für das geistige Antlitz der Nation erhellen, rechtfertigen sie auch die eigene Leistung, die Notwendigkeit des eigenen einsamen Weges, den der Dichter beschreitet. Die betrachtende Prosa, dieses Heuscheles zueigenst und ständig zugehörige Element, gibt so in vielerlei Gestalt, im knappen Aphorismus wie im großgeschauten

Lebensbild, insbesondere in den zuletzt (1958) vorgelegten Essays Aufschluß über „Weg und Ziel“ des eigenen, ja jedes entschlossenen Bemühens um eine Kunst, in der das Göttliche dem Menschlichen begegnet.

Roman, Erzählung und Lyrik werden zum Schauplatz derselben Auseinandersetzung des Menschen mit Zeit und Ewigkeit. Auch sie befragen die unaufhörlich flutende und wechselnde Bewegung des Lebens nach einem tragenden, zeitlosen Grund. Bereits die Biographien – gleichviel, ob sie Gestalten wie Maurice de Guérin, Karoline von Günderode oder die Herzogin Anna Amalia, die Begründerin des weimarischen Musenhofes, im dichterisch verinnerten Bild festhalten: sie alle machen das Ungemessene eines Tiefenraums sichtbar, in dem allein die Kraft des Persönlichen wirksam ist, sich eine innere Wirklichkeit schafft. Sie, diese Tiefe, nicht die Dinglichkeit der äußeren Welt erregt und bewegt ebenso den Gang der zahlreichen Erzählungen. Nicht das Aktuelle, das den Augenblick in Spannung hält, bringt die Handlung ins Spiel. Das alles ins Seelenhafte verwandelnde Sehen und Erleben des Dichters entgrenzt vielmehr das Vordergründige in jenen Innenraum, in dem der Mensch auf sich selbst gestellt, dennoch mit allem Menschlichen verwoben ist.

„Unser Auge ist merkwürdig blind für das Außerordentliche, das sich in der Stille darbietet.“ Heuscheles Dichtung entfaltet sich von Anfang an in diesem Raum, der das Ungewöhnliche nach außen, vor der grellen Tageshülle abschirmt. Bereits in den ersten Erzählungen lauscht die Einsamkeit, die Stille dem geheimnisvollen Walten der Natur, ihrem Wachsen, Blühen, Reifen. Auch der Schmerz des Todes wird dunkel, doch nur von fernher vernommen. Denn die „Märchen“ (1928) sehen „dieses Leben nur in einem Spiegel, aber wie weit war das Leben hinter dem Spiegel verborgen“. Aus der Traumsehnsucht nach Licht und Schönheit führt die Liebe, jenseits des Kinderlandes, in die härtere Not der bedrängenden Sinne. Eine müde Ängstlichkeit befällt die Seele beim Ausschreiten dieser Erfahrungen in dem Roman „Der Weg wider den Tod“ (1929). Das Schicksal wird auch hier bestimmt durch eine tief im Innern des Menschen begründete Notwendigkeit. Denn der Liebende verliert die Geliebte durch dasselbe Gesetz, durch das er sie gefunden hat, so erkennend, „daß es eine gewaltigere Macht gibt, Menschen zu vereinen oder zu trennen, als jene von Menschen erdachte“. In das impressionistisch spürsame, seelenhafte Leben der frühen Epik dringt das Licht der äußeren Welt nur durch getönte Fenster ein.

Aus härterem Stoff ist das spätere Erzählwerk. Heuschele, der als Soldat noch das Ende des ersten Weltkriegs, als Student und bald als freier Schriftsteller die Not der Nachkriegsjahre erfahren hat, schließt die selbstgenugsame Innerlichkeit seines Erlebens den Erschütterungen eines ihn bedrängenden, weil noch unbezwungenen Daseins auf. Im Nachklang vergangenen und im Vorsehnen kommenden Schicksals wird die Realität des Irdischen nicht mehr übersprungen. Vor seinem Blick erscheint daher das Bild eines neuen Menschen, das er – wie die ganze deutsche Dichtung jener Zeit – vorgreifend zu gestalten sucht. Wegweisend wird die Erzählung „Das Opfer“ (1932). Sie berichtet von einem Achtzehnjährigen, der im Feuer der Front um eine Sinngebung des Sinnlosen ringt. Er fällt. Doch eben in seinem Untergang leuchtet die ewige Gültigkeit eines Größeren auf. Für ihn – der jener Jugend zugehört, die Hölderlin für sich entdeckt hat – ist das Opfer des Lebens kein Erlöschen, der Tod kein Ende, sondern Verwandlung in ein anderes Sein, in ein anderes Leben.

Dergestalt erfährt der Mensch auch im Erleiden des Vergänglichen noch einen absoluten Grund, der ihm die Gewißheit, gehalten zu sein, zurückgibt und ihn gegen jede Lebensauflösung hütend umschließt. Fraglos bejaht wird also auch in den späteren Erzählungen der Vorrang des Geistes, eine gläubige Innerlichkeit. Heuscheles Gestalten sind darum nicht Nachbild, sondern Vorbild der äußeren Wirklichkeit. Er hat die steigende oder fallende Linie ihres Schicksals nicht von außen, sondern von innen her entworfen. Auch die Erzählungen „Scharnhorsts letzte Fahrt“ und „Das Feuer in der Nacht“ (beide 1937) berichten von einem Soldatentum, in dem ein hohes Menschentum sich vor der Welt erprobt. Ein aristokratisches Bewußtsein als Verpflichtung zum Geist verbindet überhaupt den großen Soldaten und Politiker mit dem Dichter – eine Einsicht, die Heuschele in der frühen Begegnung mit dem Jahrhundert der deutschen Klassik, vorab mit Clausewitz, bestätigt findet. Wo aber das Innere unbesiegbar bleibt, verstummen Klage und Anklage, selbst in dem Roman „Die Sturmgeborenen“ (1938), der das harte Geschick der im Krieg geborenen Generation an der Entwicklung zweier Knaben darstellt. Die eigene Bestimmung zu erfüllen erfordert zwar Entsagung und Verzicht, aber Leid und Opfer adeln, gleich der Liebe den Menschen. Zu einem gültigen Sinnbild dieses Glaubens wird ebenso die Gestalt einer Frau, die in der Novelle „Leonore“ (1939) dem Vermächtnis des gefallenen Geliebten folgt. Gemeinschaft zwischen den Menschen gibt es deshalb

nur, wenn sie, gerade in Stunden großer Erschütterung, aus der Kraft der schenkenden Liebe hervorgeht. Diese Liebe strahlt in die schlichte Täglichkeit des Daseins. Sie wird zu einer starken, immerwährenden Hilfe. Und wo sie waltet, ist – wie in den Geschehnissen der Erzählungen „Musik durchbricht die Nacht“ (1956) – noch Raum für die Freiheit eines mitten im Verhängnis rein menschlichen Tuns. Dieser Liebesanspruch, dieses Liebesvermögen wird gleichfalls Stimme in den Gedichten, die in sechs schmalen Bänden vorliegen. Auch sie, reimlose Verse in freien Rhythmen, breiten „Licht übers Land“ (1931): den Widerschein jenes ewigen Lichts, das wir in vielerlei Brechungen als „Gaben der Gnade“ (1954) empfangen.

Die Erneuerung der abendländischen Welt aus dem

Geiste, die Heuscheles eigentlichstes Anliegen ist, rechtfertigt so seine Überzeugung von der Botschaft des Dichters in unserer Zeit. Sein bislang letztes Buch, die Geschichte seiner Jugend, wird in der Rückschau auf den eigenen Weg, den er einsam, ohne Bedacht auf aktuelle Rezepte und Moden, doch im Bewußtsein einer Sendung beschritten hat, darum gleichfalls zu einem Dank an die „Gaben des Lebens“ (1957), die ihm aus der Ehrfurcht vor dem Göttlichen und aus der Liebe zum ureigen Menschlichen zugereift sind. Im Bekenntnis zu diesem Werk sei unser Gruß und Dank zu seinem Geburtstag beschlossen. Denn „es ziemt uns kaum, die geistige Gestalt eines schöpferischen Menschen woanders suchen zu wollen als in seinem Werk, in das er alle seine geistige Kraft einströmen ließ“.

Weltlied

Die Erde bebt in jeder Nacht
Für den, der wacht.
Stimmen gehn durchs All
Für den, der lauscht.
Wir hören Botschaft:
Sternenlied und Sonnensang
Flammenlied im Schoß der Erde.
Götter sind im Morgentau
Für den, der schaut.
Musen sind nicht tot
Für den, der liebt und glaubt.

Otto Heuschele

Landschaft

Berge still sich fügend,
Wälder schlummernd noch von Nacht.
Pappeln hochgereckte,
Eines Weihers Spiegel säumend,
Silberlächeln später Tage.
Wiesen blühend, Duft verbreitend.
So gebunden eins dem andern,
Wunderbar gebunden
Durch die Wege frommer Menschen,
Meiner Brüder, meiner Schwestern Wege,
Landschaft, bist du mir vertraut,
Aus vorgelebten Lebenstagen,
Nun in späten Jahren,
Meiner dunklen Stunden lichte Gabe.

Otto Heuschele

Der „Mozart der deutschen Sprache“

Bekenntnisse zu Eduard Mörike

Fünfundachtzig Jahre sind verflossen, seitdem Mörike, den Albrecht Goes in seiner bei Cotta erschienenen Mörike-Biographie den „Mozart der deutschen Sprache“ nannte, heimgegangen ist. Zehn Jahre später, im Juli 1885, folgte Wilhelm Hartlaub seinem „Urfreund“ in die Ewigkeit.

Das fränkische Dorf Wermutshausen, in dessen Pfarrhaus Mörike mit seiner Schwester Klara den Winter 1843/44 verlebte, gedenkt in diesem Jahre Mörikes wie auch Hartlaubs. Mit Förderung durch die Mörike-Städte Ludwigsburg und Stuttgart, Schwäbisch Hall und Bad Mergentheim, wird am 24. April eine Gedenktafel am Pfarrhaus zu Wermutshausen durch die Gemeinde enthüllt, diese trägt die Inschrift:

In diesem Hause
wohnte der Dichter
EDUARD MÖRIKE
bei seinem Freunde
WILHELM HARTLAUB
1843–1844.

Was Mörike seine Freundschaft mit Hartlaub bedeutete, sagt er in einem Briefe an seinen Freund:

„Es ist nun einmal wahr, und warum soll ich Dir's nicht wiederholen, da mein Herz mich antreibt: ich weiß neben Bruder und Schwester kein anderes Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich mich so wie bei Dir daheim befinde, d. h. so innig in mir selber bleiben könnte. Du mutest mir nichts zu, das meinem Wesen nicht entspricht, und wenn Du mich anmahnst und aufrüttelst, so ist's nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Ängstlichkeit, die ich selbst an mir kenne, gar wohl brauchen kann.“

Nachdem sich Mörike aus Gesundheitsrücksichten veranlaßt sah, in den Ruhestand zu treten, entschloß er sich, von Cleversulzbach zunächst nach Schwäbisch Hall überzusiedeln. Da er dort zunächst keine Wohnung fand, war er hocherfreut, als sein Urfreund ihn nach Wermutshausen einlud. Am 14. Juni 1843 schrieb der Dichter nach Wermutshausen:

„Himmlische Menschen seid Ihr, das ist wahr! Ob und wie weit wir Eure Einladung annehmen können, wird sich bald zeigen. Ein Übergang durch Wermutshauser Freundschaftsluft in eine neue Wohnstätte wird, wenn es auch nur ein kurzer wäre, uns unsern Aus- und Einzug unsäglich erleichtern. Bald schreibe ich wieder oder komme gar in Person. Lebt wohl! Euer getreuer Eduard.“

Durch dankenswerte Stiftungen des Schwäbischen Heimatbundes und des Schwäbischen Albvereins war es der Gemeinde Wermutshausen möglich, sowohl für das Pfarr-

haus wie für das Schulhaus nicht nur wertvolle Bilder und Dokumente zu beschaffen, die an Mörike und Hartlaub erinnern, sondern auch für beide Stätten eine Mörike-bücherei anzulegen. Auch stehen Bücher für den „Mörike-Preis“, der jeweils an Ostern an gute Schüler bei der Entlassung ausgegeben wird, bereit.

Eine Kostbarkeit besonderer Art ist das „Hartlaub-Mörike-Gedenkbuch“ mit Bekenntnissen heutiger Dichter und Schriftsteller zu Mörike. Dieses Buch soll fortan in der Mörike-Stube des Pfarrhauses aufliegen.

Alt-Bundespräsident Professor Dr. *Theodor Heuss* schrieb für dieses Buch das Geleit: „Es ist ein liebenswürdiger Entschluß, durch eine Tafel am Pfarrhaus zu Wermutshausen die Erinnerung an Eduard Mörike und seine Freundschaft mit dem Pfarrherrn Wilhelm Hartlaub zu bewahren. Die herzliche Wärme dieses Hauses schenkte ihm zwischen mancher inneren Unruhe die Sicherheit zu neuem Wagnis. Indem die Gemeinde Wermutshausen den großen Dichter ehrt, ehrt sie sich selber.“

Kultusminister Dr. *Gerhard Storz*, gebürtig aus Rottenacker bei Ehingen an der Donau, sandte am 1. März 1960 für das Hartlaub-Mörike-Gedenkbuch folgenden Beitrag: „Am Hutzelmännlein erfuhr ich allererst, als Gymnasiast, was heimatliche Landschaft bedeutet und daß die Dichter Wirklichkeit stiften. Aus den Peregrina-Liedern vernahm der Student erstmals die Dämonie der Leidenschaft und die Melodie großer kostbarer Lyrik. So hat mir denn Mörikes Dichtung das Ohr aufgetan für Hölderlin, aber auch für Brentano, aber auch für Goethes Klassik, kurzum – für reine große Poesie überhaupt. Später traten die wunderbaren Briefe an Luise Rau, an Hartlaub, an Gretchen von Speet hinzu: die Cleversulzbacher Kdyllick, dem Wesen und Rang des dichterischen Werkes keineswegs immer gemäß, machte mir die Person des geliebten Dichters wichtig, merkwürdig, ja rätselhaft. Noch später kam ich ins entlegene Cleversulzbach, sah Kirche, Pfarrhaus, Kirchhof und wurde erst darüber völlig der Tragik dieses Dichterlebens inne, einer erlittenen, aber verschwiegenen, ganz und gar in „reifen Gesang“ verwandelten Tragik. Deshalb wird mir Mörike, seine Existenz und sein Dichtertum zu Herzen gehen, solange ich lebe.“

Albrecht Goes bekennet: „Wir bezeugen, daß das Vorhandensein Mörikes in der Welt, sein Dasein in der spannungsreichen Einheit von Leben und Kunst, den Bestand an Helligkeit in der Welt vermehrt hat. Wo immer wir ihm begegnen, erreicht uns ein Abglanz des Lichtes, jenes Lichts, das vom Dunkel weiß und doch – als aus

unversieglischer Quelle gespeist – dieses seines göttlichen Ursprunges in sich selbst gewiß – nicht schwindet und nicht altert.“

Otto Rombach schrieb am 23. Oktober 1959: „In der großen Einfachheit seines Werkes, das wie ein idyllischer Quellbach durch die Landschaft der deutschen Dichtung zieht, nur manchmal wie von unerklärlichen Uferschatten verdunkelt, werden auch zukünftige Forscher und Freunde den Menschen und Dichter, wie er wirklich war, nur ahnen können.“

Der greise Hermann Hesse sandte sein Bildnis und einen „Gruß für Wermutshausen“, während sein Jugendfreund Ludwig Finckh der Mörike-Stube zu Wermutshausen folgendes handschriftliches Gedicht widmete:

So wenig, was ich heute fand,
Und doch ein Lied war's: Heimatland,
Ein Bach, der durch die Gräser spielt,
Ein Vogel, der sich Sonne stiehlt,
Ein Wölkchen, Gold in Duft verhaucht,
Ein Dorf, das leis im Tale raucht,
Und frohe Wiegen, rohe Särge
Und grauer Fels der Heimatberge.

Emil Wezel, zu Sulzburg an der Murr lebend, schrieb: „Mörike – klingt dieser Name nicht wohlklingend wie Musik in unser Ohr, vernehmen wir darin nicht einen hellen Ton, etwas wie Himmel im Mittagslicht, wie die Goldglockentöne einer Geige? Und doch ruht in seinem volltönenden „O“ eine eigene Schwere, dröhnt etwas wie Erz aus der Tiefe und lockt geheimnisvoll wie in den Namen Goethe und Hölderlin. Ist es ein Zufall, den eine sinnige Muse erdacht hat? Wir wissen es nicht. Aber es beglückt uns, wei der Name Mörike zart und feenhaft lockt, noch ehe wir die Schwelle in den Innenraum seiner Dichtung überschreiten.“

Georg Britting, aus Regensburg gebürtig, in München lebend, schrieb am 30. November 1959: „In dem einen und einzigen Gedichtband Mörikes stehen Gebilde von vollkommener Schönheit, in antiker Heiterkeit glänzend, von feuriger Kraft und süßer Fülle, in einem innigen Seelenton gesungen: makellose und ewig strahlende Zeugnisse unserer Sprache.“

Gerhard Schumann, in Eßlingen am Neckar lebend, sandte folgende Strophe:

Mörike in Mergentheim
Meister Mörike
noch rauscht zur Nacht
über Mergentheim
der hundert-röhrige
Steinbrunnen sacht
Deinen goldenen Reim.

Werner Walz, aus Stuttgart gebürtig, zu Waldorf in Hessen wohnend, schrieb am 5. Januar 1960: „Wie erregt, wie hoch gespannt war Mörikes Zeit: die revolutionären Umtriebe des Vormärz, die Einkerkung des Bruders auf dem Hohenasperg, die 48er Revolution, endlich der 70er Krieg – und wie wenig ist davon in seine Dichtung eingedrungen. Kränklich, immerzu leidend, ja gebrechlich, hat er, zeitweise gestützt von seinen Freunden, mit Riesenkraft alles abgewehrt von der Welt, die er sich erdichtet.“

Vielleicht waren es die Wunden aus diesem Kampf, die ihn krank werden ließen. So hat er uns diesen unvergleichlichen und unzerstörbaren Garten hinterlassen – Orplids Reich – ein Reich, nicht von dieser Welt und doch aus irdischem Stoff, fern vom „frechen Tag“ und voll der „wunderbarsten Stimmen, wie es der Gesang zu Zweien in der Nacht beschreibt.“

Mein Trost: noch ist die Welt so heil, daß Mörikes magische Worte mich – und jeden der nur will – durch unsere Welt hindurch geleiten in seine Welt, in der sich schwer erlittene Wahrheit in pure Schönheit verwandelt hat.“

Karl Fuß, aus Memmingen gebürtig, sandte aus Wilhelmshausen bei Ravensburg am 27. Oktober diesen Gruß an Eduard Mörike:

So seh ich dich im Gartenwinkel liegen
lang hingestreckt ins grüne Gras am Rain,
wo sich die dunkeln Efeuranken schmiegen
an Kirchleins alt verwittertem Gestein.
Und sich die hellen Lindenwipfel wiegen
in Himmelsblau und Sommersonnenschein,
da, Dichter, schwebst du durch die weiten Räume
hin nach Orplid, dem Wunderland der Träume.

Wilhelm Schloz, aus Deizisau bei Eßlingen gebürtig, schrieb um die Weihnachtszeit 1959: „Wenn ich sagen soll, was mich an Mörike immer besonders bewegte, und mir an ihm am bewunderungswürdigsten und im verehrenden Sinne verwunderlichsten erschien, so ist es sein ihm ganz eigenes Geheimnis: in Empfindung und Ausdruck durch und durch stammeseigenartig schwäbisch und zugleich ebenso weltgänglich, weltgläubig, weltverständlich, besser noch menschlich-menschheitlich zu sein.“

Auch ein Italiener bekennt sich zu Eduard Mörike: Auf Anregung von Otto Rombach sandte Professor *Bunaventura Tecchi* in Rom, der einen Lehrstuhl für deutsche Literatur am „Istituto Italiano di Studi Germanici“ inne hat, am 3. April 1960 folgendes Bekenntnis zu Eduard Mörike in italienischer und deutscher Sprache:

„Eduard Mörike: hintergründige Einfachheit; von Unrast durchzitterte Unruhe; Klarheit, durchwoben von schattenvoller und nebelhafter Vorahnung.“

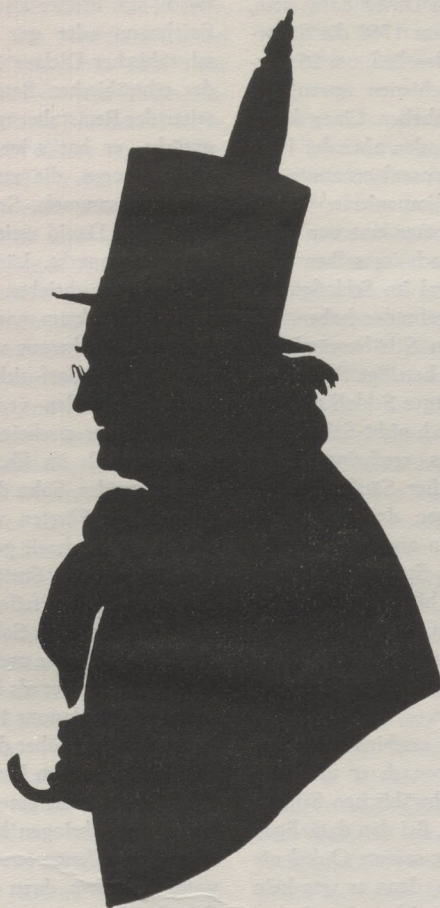
Mit Freude erfüllt den Leser diese Entdeckung des Verwickelten und Kleinen und der dunklen Vorahnung im Klaren, wie auch die Erkenntnis, daß der Dichter nicht so sehr nach einem leicht erreichbaren Ausmessen der ‚Grenzbereiche‘ strebt, als nach dem Eröffnen neuer Horizonte.

Kennzeichnend für die Lyrik Mörikes sind meiner Meinung nach folgende Gedichte: die ‚Peregrina‘-Lieder mit ihrem dramatischen Widerhall, das Sonett ‚An die Geliebte‘, wo die Liebe als Urquell des Schicksals begriffen wird, ‚Gesang zu Zweien in der Nacht‘, von kosmischem Gefühl durchhaucht, ‚Um Mitternacht‘, worin kosmisches Gefühl und Mythos verschmelzen, und ‚Auf eine Christblume‘, voll tiefer Naturanschauung: hierin liegt für mich der höchste Ausdruck für Mörikes Schaffen. Einer kleinen Welt werden ihre Reichtümer abgewonnen im Vortasten bis zum Grenzbereich.“

In einem Begleitbrief schreibt Tecchi: „Hier gab ich zwei kurze Stellen aus meinem Buche über Mörike. Schwer war es, sie in die deutsche Sprache zu übertragen.“

Von den zahlreichen anderen Dichtern, die sich zu Mörike bekennen seien genannt Georg Schwarz, Franz Georg Brustgi, Werner Dürr, Hermann Strenger, Max Rieple, Otto Gillen, Otto Heuschele, Herbert Walz, Josef Mühlberger, Nikolaus Schwarzkopf, Rudolf Schlauch. Jedem der Bekenntnisse ist das Bild mit Unterschrift beigelegt.

Wie die Mörike-Bank am Pfarrhaus, wie der Mörike-Brunnen im nahen Ebertsbrunn, wie die neue Gedenktafel am Pfarrhaus des Frankendorfes so wird dieses Mörike-Hartlaub-Gedächtnisbuch noch kommenden Geschlechtern Kunde geben von der Verehrung, die Mörike in schwäbischen und deutschen Landen in unserer Zeit zuteil ward.
Emil Baader



Mörike. Scherenschnitt von Paul Kowenka

Dichtung und Wahrheit um den Pfeffer von Stetten

Von Hermann Haug

Wo im Schwabenland in froher Runde lustige Schnurren erzählt werden, da kommt sicher auch der Pfeffer an die Reihe. Längst deckt ihn der heimatliche Rasen, aber sein Name ist lebendig geblieben, denn er war ein Original, das man nur unter Betrachtung seiner Zeitverhältnisse und seiner Umwelt richtig verstehen kann. Die vielen Schwänke und Schnurren, die von ihm erzählt werden, ranken sich wie üppig wucherndes Gestrüpp um seinen Namen.

Es ist merkwürdig, daß schwäbische Dichter und Schriftsteller solch Rankenwerk um die Person des Pfeffers gewunden haben, das jeglicher Grundlage entbehrt. So gibt es ein ganzes Buch über den David, dessen Geschichten mit wenig Ausnahmen den Tatsachen widersprechen, vor allem zuerst die abenteuerliche Geburt Davids in einem Pferchkarren. Der Verfasser läßt den David dabei sein, als Herzog Karl Eugen am 10. Februar 1760 die Stettener Kirche von seinen Reitern umstellen ließ, um 26 Bur-schen, die nicht zur Musterung erschienen waren, gewaltsam vom Gottesdienst weg auszuheben. Einer dieser Unglücklichen sei der David gewesen, den aber der Herzog gleich am selben Tage zum Korporal ernannte, da ihm Pfeffers Mundwerk so sehr imponierte. David Pfeffer aber ist genau neun Jahre später erst zur Welt gekommen, am 11. Januar 1769. Noch im selben Jahr soll der noch nicht geborene Korporal im Schloßgarten zu Ludwigsburg ein Perlenhalsband gefunden haben, das die Geliebte des Herzogs bei einem Schäferstündchen verloren hatte. Ein anderer Schwabe beteiligt Pfeffer an einem lustigen Streich im Ludwigsburger Schloß als Soldat 1786, zu einer Zeit, als Pfeffer noch nicht Soldat sein konnte. Am Schluß dieses Romans erscheint David Pfeffer noch einmal als ein widerlicher Säufer, Bettelmusikant, Herumtreiber und Betrüger, der als Säufer im Straßengraben endete. Wieder ein anderer Schwabe erzählt, der Pfeffer habe, als es ans Sterben ging, den Pfarrer und Schultheißen an sein Bett bitten lassen, rechts und links von ihm aufgestellt, gebeten, ihm die Hand zu reichen, damit er, wie der Heiland zwischen zwei Übeltätern sterben könne, eine für die damalige Zeit und Kirchenzucht völlig unmögliche Sache.

In einem namhaften Heimatkalender erschien vor wenigen Jahren eine Pfeffergeschichte, wonach er und sein Onkel als Vaganten in einem oberschwäbischen Schloßkeller als Diebe und Säufer auftreten. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen ist Pfeffer samt seinem Onkel nie so weit von der Heimat fort gewesen, denn er war kein Fahrender, ein Dieb war er zweimal nicht, wie wir aus Folgendem schließen können, ja müssen.

Ich habe absichtlich keine Namen genannt; es geht mir

um die Wahrheit über Pfeffer, denn ich kenne aus Quellen und Erzählungen vieles aus dem Leben David Pfeffers, dessen Heimat auch meine Wahlheimat geworden ist.

Wenn schon ein Dichter Schelmenstücklein schreibt, so ist dagegen nichts einzuwenden; aber sein „Held“ sollte dann eine fingierte Person sein und nicht eine geschichtlich bekannte, die alles andere war als das, wozu sie gestempelt wird, und in einem Licht beleuchtet wird, wo der Spaß aufhört. Hätte Pfeffer Nachkommen hinterlassen, ich glaube, sie hätten gegen diese Verunglimpfung, wenn sie auch in dichterische Form gegüllt ist, Front gemacht.

Originale werden gerne verkannt, oft auch mißbraucht. Das ist auch bei David Pfeffer der Fall. Es ist durchaus falsch, sich Pfeffer als einen fahrenden und faulenzenden Spielmann oder gar als Gauner vorzustellen. Unser schwäbischer Dichter August Lämmle, der beste Kenner der schwäbischen Bauernseele, hat auch diesen Außenseiter der Remstalwengerter erkannt und ins richtige Licht gerückt; er hat seine Kenntnisse in Stetten bei alten Weingärtnern, die zum Teil den David noch gekannt haben, gesammelt. Seine zahlreichen Pfeffergeschichten haben den David weit über seine engere Heimat hinaus bekannt gemacht. Lämmle selber sagt, daß vieles dem Pfeffer zugeschrieben werde, was er nicht verbrochen habe. Pfeffer kann man nur aus seiner Heimat und seinen Mitmenschen heraus verstehen. Spaß darf und soll sein, aber das Bild darf nicht zu sehr verzerrt werden.

Doch nun sollen verbürgte Tatsachen sprechen: Der Name Pfeffer erscheint in den Stettener Kirchenbüchern 1690 erstmals im Ehebuch: „Johann Nikolaus Pfeffer, Hausschneider, Sohn des weiland Johann Caspar Pfeffer, Pfarrer des Fürsten von Oettingen zu Aufhausen am Kessel hat Hochzeit gehalten mit Elisabeth Graf Inspektors Witwe von Stuttgart.“ Ein Sohn aus dieser Ehe, Hans Christoph Pfeffer (1690–1747), war hier Schreiner und Provisor. Sein Sohn Jakob Ulrich (1728–1810) war ebenfalls Schreiner und der Vater des Spielmanns Johann David Pfeffer, der als letztes der 14 Kinder im Schreinerhaus am 11. Januar 1769 geboren wurde. Sein Geburtshaus steht gegenüber der damals herrschaftlichen Schenke und Herberge zum Lamm. Der von hier gebürtige Maler Karl Schlegel hat eine Gedenktafel gemalt und am Geburtshaus anbringen lassen, sie zeigt den David in der damaligen Wengerterstracht des Remstals mit der Geige unter dem Arm, dazu das Geburts- und Sterbedatum.

Davids Vater war ein armer Mann, der für 7 allzeit hungerige Mäuler zu sorgen hatte – 7 von den 14 Kindern starben frühe – und in jenen von häufigen Kriegs-

unruhen durchbelebten Zeiten war die Armut in vielen Familien groß, so daß viele der ganz Armen die Erlaubnis erhielten, samstags ihre Kinder zum Betteln zu schicken; zu diesen Familien zählten auch Davids Eltern. Ebenso befanden sie sich unter den 123 Familien, die nach einem fürchterlichen Hagelwetter am 8. August 1809 laut kgl. Erlaß Stundung und Nachlaß von Geld- und Naturalabgaben erhielten und jede 1 Scheffel Dinkel zur Überbrückung der ärgsten Not. Ein Bruder des David spurte allerdings aus der Reihe dieser armen aber ehrsamten Familie. Von ihm berichtet das Totenbuch 1773: „Christian Friedrich Pfeffer, ein unnützer Pursch, wurde anno 1769 ins Zuchthaus condemnirt (verurteilt), führte vitam vagabundum (ein Landstreicherleben), wurde den 2. Januar seinen Eltern auf der Bettelfuhre krank und geschwollen, nackt und bloß vors Hauß gebracht und starb in ettlch Stunden darauf.“

In die Adern der Pfeffer hat die göttliche Muse einen Tropfen Musikantenblut gegossen und von Geschlecht zu Geschlecht weiterfließen lassen. Ein Onkel Davids, „der Bürger und Schreiner Johann Matthäus Pfeffer auch Violinist allhier“ dürfte wohl dem David das Geigenspielen beigebracht haben, und beide, Onkel und Neffe, spielten wohl öfters hier und in den Nachbarorten bei Hochzeiten und Märkten und Kirchweihen zum Tanz auf. Dieser Onkel starb eines unerwarteten Todes, darüber meldet das Kirchenbuch: „Johann Matthäus Pfeffer, Bürger und Schreiner auch Violinist allhier war auf dem Weg von Beinstein, woselbst er auf der Kirchweih aufgespielt, nach Hauß begriffen, von einer Schwachheit bei der Hitz befallen, von seinem Weib zwar noch lebend, aber da sie ihn nach Hauß zu bringen Anstalt machte, Tod angetroffen worden, ohne ein Rettungsmittel an ihm vornehmen zu können.“ In der Geschlechterfolge der Pfefferfamilien wurde die Schwindsucht weitervererbt, auch unser David starb an der „Auszöhrung“, allerdings erst in seinem 73. Lebensjahr (28. Juni 1842).

Nach seiner Entlassung vom Militär – laut Kirchenbuch war er bei den Grenadieren – heiratete er am 8. November 1796 Dorothea, geb. Schweitzer, deren Vater Bürger und Nagelschmied in Stetten war. Sein Dorle war 13 Jahre älter als er, sie überlebte ihren David noch um 7 Jahre. Im Alter von 93 Jahren starb sie am 12. Mai 1849, „als älteste Person am Ort in großer Schwäche“. Vermögen hatte sie ihrem David wenig eingebracht, auch an Geistesgaben war sie ihm weit unterlegen. Des Schreibens war sie – wie urkundlich erwiesen – nicht kundig. Bei einem Güterkauf sollte sie unterschreiben, es unterschrieb aber „auf ihr Ansprechen, weil sie Schreibens unerfahren, ihr Kriegsvogt“. Eines aber hat sie in die Ehe mitgebracht: ein paar fleißige Hände und den zähen Willen, vorwärts zu kommen, und die beiden brachten es zu etwas. Wjederholt melden die Akten von Güterkauf und Verkauf. So verkauft er 1824 an die Gemeinde ein Stück Land zu einem Steinbruch. 1803 nahm er von der Handelsmännin Kraft in Böblingen 150 fl. zu einem Güterkauf auf. Aus gleichem Grunde nahm er von dem

Eßlinger Handelsmann Hiemer den Betrag von 150 fl. anno 1823 auf und 3 Jahre später vom selben nochmals 100 fl. David und sein Dorle waren also durchaus kreditwürdig, denn 250 fl. stellten damals den Wert von zehn Eimern Wein dar. Ihre Unterschriften, die 3 Kreuze der Pfefferin und der flotte Namenszug ihres Davids, die galten den Gläubigern etwas.

David Pfeffer war ein Weingärtner. Wohl war er kein „Wuhler“ und sorgsam weitschauend rechnender Hausvater. Er nahm das Leben von der Seite: Kommt der Tag, bringts der Tag! Daß diese kommenden Tage auch Arbeit brachten, beweist ein Auszug aus dem Gerichtsprotokoll des Fleckens Stetten im Remstal:

„Den 7. Juli 1816. Nach einem gestern Abend von dem Königl. Hochwohlhloblichen Oberamt erhaltenen Befehl soll über den hiesigen Bürger und Spielmann David Pfeffer ein Gerichts Pflichtmäßiges Attest über Predicat und Vermögen eingeschickt werden, welches folgendermaßen geschieht: David Pfeffer geht bei vorkommenden Gelegenheiten mit der Violin zu Kirchweihen, Hochzeiten und Märkten in die Nachbarschaft, um sein Brod auf die Art zu verdienen, wo es öfters der Fall sein kann, daß das Vergnügen bei derartigen Belustigungen ins Unanständige und Unsittliche übergehen und den schuldigen Respekt vergessen kann, was demselben schon öfters untersagt worden.“

Übrigens hat Pfeffer von seinen Eltern und Weib durchaus kein Vermögen erhalten, hat es aber durch das Spielen soweit gebracht, daß er gegenwärtig 4 Morgen Guth und $\frac{1}{4}$ Haus besitzt und er wenig Schulden hat. Er ist ein guter Haushalter, und wendet sein Verdienst zu Nutzen an, er erfüllt seine Bürgerlichen Pflichten in Frohnen und Wachen, bezahlt seine Abgaben richtig und lebt mit seinen Mitbürgern friedlich, und es kann von demselben in Bürgerlichen Angelegenheiten außer dem oben Berührten nichts Nachtheiliges gesagt werden.

Daß dieses der Wahrheit gemäß bezeugen: Schultheiß und Richter Dietelbach.“ (Es folgen weitere 6 Namen).

Wahrscheinlich hatte Pfeffer in der Nachbarschaft mit seinen Spässen irgendwie über die Schnur gehauen, was wohl eine Anzeige beim Oberamt Cannstatt zur Folge hatte, doch haben ihn seine Stettener Zunftgenossen nicht im Stich gelassen. Soweit das gemeinderätliche Leumundszeugnis; und das ist wahrlich ein gutes, wenn man bedenkt, daß die Gemeinderäte und Ratsverwandten dem Pfeffer nicht immer grün waren, denn Pfeffers wachem Auge entgingen nicht die menschlichen Schwächen seiner Mitbürger. Wenig Respekt vor den „Oberen“ zu haben, das war ein Wesenszug unseres Davids. Was Wunder, wenn er die Herren bei Gelegenheit aufs Korn nahm, wenn er merkte, daß es in ihrem Privatleben oder gar auf dem Rathaus „menschelete“. Dazu berichtet uns das Ratsprotokoll vom 27. Juni 1825:

„Herr Gemeinde Rath Pfeil und Gunßer bringen klagend vor, David Pfeffer habe vor 2 Tagen zu ihnen gesagt, der Lammwirt seye gescheider gewesen als sie (letzterer war vom Gemeinderat ausgetreten), dieser habe das Be-

scheißen nicht mehr sehen können wie sie, und zwar bescheißen die Obere am meisten.

Pfeffer vorgefordert gab hierauf an, davon wisse er kein Wort mehr, daß er etwas unangenehmes gesagt habe, ohngeachtet die Gemeinderäthe ihre angaben Behaupten.

Bescheit: Da Pfeffer etwas betrunken gewesen seye, wurde derselbe zur künftigen Warnung für jeden Gemeinde Rath mit einem Reichthaler Strafe, mithin mit 3 Gulden Strafe belegt, und künftige Beschimpfungen werden dem Kgl. Oberamt zur Bestrafung angezeigt."

Eine Randbemerkung sagt: „an nebenstehender Strafe wurde bezahlt 1 fl. und 21 Kr."

Aus der Tatsache, daß sie den Pfeffer nicht gleich beim Oberamt anzeigten bei solch ehrenrühriger Beleidigung, ist zu schließen, daß doch etwas faul auf dem Rathaus war, und daß sie diesen Stunk nicht dem Oberamt unter die Nase halten wollten. Aus gleichem Grund werden sie auch nichts gegen Pfeffer unternommen haben, als er nur etwa ein Drittel der Strafe bezahlte.

Wer ausgibt, muß auch einnehmen, einnehmen von Mißgünstigen, die ihm ob seines losen Mundwerks, ob seines trefflichen, schlagartigen Witzes und seiner sorglosen Lebensführung und Lebensauffassung nicht grün waren. Dies mußte er bei seiner vor dem Kirchen-Convent vorgebrachten Klage im Oktober 1820 erfahren. Die Niederschrift lautet: „David Pfeffer beklagt sich, daß jung Gottlieb Fiesenhäuser gesagt habe, er müsse seine Kinder verhalten, und ihn damit eines unerlaubten Umgangs mit seinem Weibe bezichtige. Fiesenhäuser leugnet, dies gesagt zu haben, sondern er habe dem Pfeffer einst, als er ihm bei der Züchtigung eines seiner Kinder dreinreden wollte, gefragt: ‚Bist du der Vater meiner Kinder?‘. Pfeffer wurde aufgefordert zu beweisen, daß Fiesenhäuser das, worauf er klagte, geäußert habe. Darauf gab er zur Antwort, andere Leute haben es ihm gesagt. Demnach konnte dem Pfeffer keine Genugthuung gegeben werden." Es muß nochmal betont werden: Pfeffer war ein Weingärtner, und als solcher ging er seiner Arbeit nach, unterstützt von seinem fleißigen Dorle. Und wenn dann eben eine Hochzeit, eine Kirbe oder ein Markt fällig waren, dann zog unser David los mit der Fiedel unter dem Arm, im Kopf einen leichten und frohen, von keinerlei Sorgen besonders beschwerten Sinn. Daß dabei aus einem Samstag ein Sonntag und gegebenenfalls ein Montag wurde, je nun, das lag in den Umständen und in der Lebensauffassung Pfeffers begründet, er nahm eben die gemüthlichen Stunden, wenn sie da waren, die anderen grauen Stunden gehörten damals häufiger zum Alltag als heute. Daß aber die „Oberen“ manchmal anderer Ansicht über Gemüthlichkeit waren, zeigt wieder das Kirchen-Convents-Protokoll vom 20. Oktober 1820: „Der berüchtigte Spielmann Pfeffer, der bisher mit Aufspielen und Absingen der frivolsten Lieder auf öffentlicher Gasse zu jedermanns und besonders der Jugend Ärgernis sein Wesen trieb, that dies auch am letzten Jahrmarkt vor dem Schulhaus während der Schule, daß selbst die Kinder klagten. Dies wird ihm nun allen Ernstes verwiesen und untersagt und

zugleich beditten, daß im Fall der Wiederholung erneuter Bericht erstattet werden müßte."

Es ist zu vermuten, daß die Schüler wie auch ihr Schulmeister David Gunser eine Wut hatten, weil sie am Markttag in der Schule sitzen mußten, daher wird wohl der Schulmeister Klage eingereicht haben.

Der Kirchen-Convent war damals das dörfliche Sittengericht, das in vielen Dingen oft kleinliche Maßstäbe anlegte – was aus der Zeit heraus verständlicher wird –, zumindest dem Pfeffer gegenüber in Betrachtung und Urtheil anders eingestellt war als der Gemeinderat. Doch ist anzunehmen, da Pfeffer auch vor diesem Collegium weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen war und immer wieder einen Ausweg fand, daß der Pfarrer und seine Beisitzer Pfeffers schlagenden und oft beißenden Witz im stillen fürchteten.

Daß David Pfeffer nur diese beiden Male während seines langen Lebens in den Protokollen des Kirchen-Convents auftaucht, ist ein sicherer Beweis dafür, daß er sich in die dörfliche Ordnung fügte, kein Saufaus oder Krachmacher war, denn darüber wachte der K.C. mit scharfen Augen, die in jedes private und eheliche Leben drangen; und wenn einer aus der Reihe gar zu sehr ausspurte, wurde er vorgeladen, verhört, ermahnt oder auch mit Geld oder Zuchthäusle (Ortsarrest) verhältnismäßig hart gebüßt. Nirgends ist etwas derartiges über Pfeffer verhängt worden. Daraus geht ohne Zweifel hervor, daß er und sein Eheweib ihren kirchlichen Pflichten, Besuch des Gottesdienstes und des Abendmahls, nachkamen wie ihre Mitbürger. Der K.C. rügte z. B. auch Polizeistundenübertretung in den Wirtschaften, nie wurde Pfeffer deswegen vorgeladen.

Wenn der David in froher Runde hinter dem Glase saß, einem handfesten Trunke nicht abgeneigt, und seine Geige ruhte, dann zeigte sich sein Sinn für gesunden und ungekünstelten Humor, nicht für bestellten Spaß und Humor um jeden Preis, sondern für den, der aus dem Augenblick blitzartig entspringt, wie ihn eben die Unterhaltung bringt. Dabei war der David ein loser Spaßvogel, der sich erhaben über Gebot und Verbot – und deren waren damals nicht weniger als heute –, über Herkommen und Alltag hinwegsetzte. Der Respekt vor Hohen, Gewaltigen und ihren Ämtern fehlte ihm, er fühlte sich als freier Mensch und erstrebte, bewußt oder unbewußt, das, was wir heute Menschenrechte nennen, die uns verfassungsmäßig verbürgt sind. Daß David Pfeffer damals in den Zeiten des Absolutismus oft da und dort aneckte, ist leicht zu begreifen. Der Geist des „Armen Konrad" spukte in ihm wie in vielen seiner Mitbürger nach. Mit seinen eigenen Mitteln, mit dem Spott – oft sogar gegen sich und andere – lehnte er sich auf gegen das, was ihm gegen den Strich ging und ihm nicht paßte. Dabei lag es ihm ferne, andere zu schädigen, wie es dem norddeutschen Till Eulenspiegel nachgesagt wird. Pfeffers Humor ist ein wesentlich anderer.

Pfeffer war kein Vagant, sondern ein Weingärtner, an dem sich seine heutigen Zunftgenossen durchaus nicht

zu schämen brauchen. Sie tun es aber auch nicht, im Gegenteil: sein Erbe wird in Stetten heute noch verwaltet. Auch heute noch leben solche „Pfefferlein“ unter den Stettener Weingärtnern, die es verstehen, auch bei schlechtestem Wetter dem Leben die heiteren Zeiten und Seiten abzugewinnen. Das Pfeffergeschlecht ist hier längst ausgestorben und liegt unter dem Rasen, allein der Humor unseres Davids ist nicht ausgestorben. Wer

offene Augen und besonders offene Ohren hat, wird unter den Wengertern diese Frohnaturen heute noch finden. Sie geben dem andern im passenden Augenblick mit ihrem „Spruch“ hinaus und haben die Lacher auf ihrer Seite, und in solchen weinfrohen Runden wird „nichts aufgeschrieben“ und darum auch nichts übel genommen, besonders wenn man beim „Pfeffer“ – einem spritzigen Stettener Riesling – angelangt ist.

Neues vom Hochrhein und Bodensee — Neue Wassergesetze

Zweiter Lagebericht von Otto Feucht

Der vom Heimatbund als Sonderabdruck verbreitete Lagebericht aus Heft 1 hat viele Zustimmungen ausgelöst. So schließt z. B. Oberbürgermeister Dr. Klett sein Schreiben mit der Erklärung „Der Zweckverband Bodenseewasserversorgung wird mit allen Organisationen tatkräftig zusammenarbeiten, um uns den Bodensee rein zu erhalten. Aber auch die Landeshauptstadt Stuttgart wird sich nicht entziehen, wenn es gilt, für den Bodensee einzustehen.“

Das Schweizer Aktionskomitee gegen die Hochrheinschiffahrt¹ hat sich am 9. Januar 1960 in Frauenfeld (Kanton Thurgau) aus Vertretern der Kantone St. Gallen, Thurgau, Zürich und Schaffhausen gebildet, den Vorsitz hat der Stadtpräsident von Stein am Rhein, Konrad Graf, übernommen. Ihm haben sich in unserem Lande der Schwäbische Albverein und der Schwäbische Heimatbund angeschlossen, der TV „Die Naturfreunde“ und die Arbeitsgemeinschaft Heimatschutz Südbaden, weitere Beitritte stehen in sicherer Aussicht². Daß der Naturschutzrat des schweizerischen Bundes für Naturschutz sich einstimmig gegen die Hochrheinschiffahrt ausgesprochen hat, sei ausdrücklich festgestellt³. Auf der anderen Seite sind Vertreter führender aargauischer Industrien am 25. Februar in Klingnau zur Bildung eines aargauischen Hochrheinkomitees zusammengetreten, das die baldige Verwirklichung der Hochrheinschiffahrt anstrebt². In der Schweiz stehen sich also zwei Lager gegenüber.

Inzwischen hat die Landesregierung Baden-Württemberg bei der Bundesregierung den Antrag gestellt, den Hochrhein, soweit er deutsch ist, zur Bundeswasserstraße zu erklären. Dadurch würden Entscheidung und Verantwortung für den Ausbau auf Bundesebene verlagert. Nun ist aber am 11. Februar 1960 an die Bundesregierung eine „kleine Anfrage“ aus dem Bundestag gerichtet worden³, die unter Berufung auf die Wandlungen im Verkehrs-

wesen usf. die Frage stellt, ob unter den heutigen Verhältnissen der weitere Ausbau von Bundeswasserstraßen überhaupt noch verantwortet werden könne, wobei u. a. der Hochrhein ausdrücklich genannt ist. Sie fragt weiter, ob die Bundesregierung bereit sei, durch eine neutrale Gutachterkommission das Wasserstraßenprogramm überprüfen zu lassen und gegebenenfalls die Folgerungen zu ziehen, um Ertragsschmälerungen und Fehlinvestitionen zu vermeiden, sowie vorhandene Vertragsverpflichtungen zu lösen. Diese Anfrage trägt die Unterschrift von 46 Abgeordneten, deren keiner aus Baden-Württemberg kommt.

Weiterhin sind die Gutachten der beiden Verkehrswissenschaftler von Freiburg und Stuttgart, Prof. Dr. Alfons Schmitt und Prof. Dr.-Ing. Walther Lambert, bekanntgeworden⁴, die in ihren schweren Bedenken hinsichtlich der Folgen für den Bodensee übereinstimmen und zur Schlußfolgerung kommen: „Unter dem Gesichtspunkt einer qualitativ und quantitativ befriedigenden Bedienung des derzeitigen und in absehbarer Zeit zu erwartenden Verkehrsbedürfnisses des Hochrhein- und Bodenseegebiets ist die Kanalisierung des Hochrheins nicht erforderlich. Die Frage der Zweckmäßigkeit des Hochrheinausbaus hängt nahezu ausschließlich von staatspolitischen, wirtschaftspolitischen und landesplanerischen Gesichtspunkten ab: nach verkehrswirtschaftlichen Grundsätzen kann die Zweckmäßigkeit des Ausbaus noch nicht bejaht werden.“ – Daß die beteiligten Bundesbahndirektionen sich mit Entschiedenheit gegen den Rheinausbau gewendet haben, ist ja bekannt. Sie fühlen sich jeder Steigerung des Verkehrs gewachsen².

Immer deutlicher verbreitet sich die Erkenntnis, daß die Gefahr des Hochrheinausbaus für uns weniger in diesem selbst liegt, als in den Folgeerscheinungen, die zwangsläufig für den Bodensee und dessen ganzes Gebiet zu erwarten sind, und die abzuwenden keinerlei Aussicht

bestehen würde! So hat auch Ministerpräsident Kiesinger auf einer Landespressekonferenz am 16. März erklärt, daß er die Bedenken vor allem im Blick auf die möglichen Folgen für den Bodensee *sehr ernst* nehme!

Was die „Schiffahrtsgläubigen“ anstreben, davon legt u. a. eine Schilderung in einer der letzten Nummern des Propagandablattes „Der Hochrhein“ Zeugnis ab⁵: „Eine heutige Reise nach dem nun selbst mit der Neckarschiffahrt verbundenen Stuttgart erweckt die folgende Impression: Im Neckartal, vom Nordfuß der Schwäbischen Alb bis hinaus nach Stuttgart eine alles füllende überwuchernde industrielle Entwicklung, die kaum mehr Platz findet; im Raum Stuttgart . . . neue Stadtbildungen im ganzen Umkreis der Metropole. – Im schroffen Gegensatz dazu verharret Südschwaben bei wenigen Ausnahmen bis in die nächste Nähe des Bodensees noch in einem Zustand großer gewerblicher und industrieller Leere“.

Diese Leere soll also gefüllt werden, es ist offenbar vielen ein ganz unerträglicher Gedanke, daß es noch Landschaften geben kann, die nicht von Industrie überwuchert sind! Aber andererseits haben die Kreise Konstanz, Überlingen und Stockach als Ergebnis gemeinsamer Bestandsaufnahme und Planung¹ die Erhaltung des Gebiets als Erholungslandschaft für „eine dringende Notwendigkeit“ erklärt. Auch der Herr Ministerpräsident hat ausgesprochen⁶, es müsse vermieden werden, daß Oberschwaben den Charakter eines Reise- und Erholungsgebiets verliere, den großen Vorteil des Oberlands sehe er darin, daß diese Landschaft nicht verdorben sei! In einem „ausgeglichene Verhältnis, einer Synthese zwischen Industrie und Erholungslandschaft“, sieht er „die Chance des Gebiets“. Aber ist denn eine solche Synthese in diesem Falle überhaupt denkbar? Muß sie nicht lediglich ein Wunschtraum bleiben? Wie sollen sich denn Industrie und Erholung vereinigen lassen im gleichen Raume? Dies ist die bange Frage!

Ganz außer Frage aber steht die unbedingte Dringlichkeit, der Abwassernot zu steuern: „Die Verschmutzung des Bodensees, der in Zukunft immer mehr Bedeutung als Trinkwasserreserve des Landes gewinne, sei alarmierend“⁶. Von der Anstalt für Bodenseeforschung der Stadt Konstanz hören wir erneut: „Nur sehr rasche und bestmögliche Sanierung der Abwasserverhältnisse im ganzen Einzugsgebiet kann den Bodensee vor einer weiteren Verschlechterung seines Wassers bewahren“⁷. Mit größtem Nachdruck arbeitet auch das ursprünglich private, ab 1. März vom Staat übernommene „Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung“ in Langenargen daran, die Bedingungen für eine wirksame Bekämpfung und Abhilfe der Gefahr zu finden⁸.

Selbstverständlich ist möglichst rasche Zusammenarbeit aller Uferstaaten erforderlich. Allein seit der ersten Nachricht über eine erste Fühlungnahme vor vielen Monaten hat man nichts mehr gehört!

Ein einziges Beispiel für viele, unzählige möge genügen: Seit Jahr und Tag entläßt eine große, finanziell gut stehende Papierfabrik ihre höchst giftigen Abwässer unge-

klärt und ungehindert in den Bodensee, trotz allen Klagen und Beschwerden über den Zustand, den Schmutz und Gestank des abfließenden Gewässers. – Wenn wir dazu hören, daß in unserem Bundeslande nur 14% aller Abwässer einwandfrei geklärt werden, die große Mehrzahl also nur ganz unzureichend oder überhaupt nicht, dann ist es kein Trost, daß im ganzen Bundesgebiet von 23 Mill. cbm übelsten Abwassers, die täglich abfallen, nicht einmal ein Viertel den Anforderungen und Möglichkeiten entsprechend gereinigt wird!⁹ Wo liegt die Schuld an diesen Zuständen, von deren Unhaltbarkeit immer weitere Kreise in Mitleidenschaft gezogen werden? Hat die Gesetzgebung versagt oder die Durchführung der Gesetze durch die Behörden? Hätte unser württembergisches Wassergesetz von 1900 nicht ausreichend Handhaben geboten, wenn . . ., ja wenn . . ., wenn man es hätte von Anfang an streng durchführen können? . . .

So setzen wir alle Hoffnung auf die Neuregelung vom 1. März. An diesem Tage ist das neue Baden-Württembergische Wassergesetz vom 25. Februar 1960 in Kraft getreten, zusammen mit dem Bundesgesetz zur Ordnung des Wasserhaushalts vom 27. Juli 1957! Näheres darüber wird noch zu berichten sein. Der Erfolg wird ganz abhängen von den Ausführungsbestimmungen und von dem Nachdruck gegenüber widerspenstigen Missetätern. Schon kann man die Auffassung hören, die Kosten der Klärung solle der tragen, der reines Wasser verlange, nicht der Schuldige! Wird es trotzdem gelingen, auch bei uns die Abwässer so zu reinigen, wie dies in Teilen des Ruhr- und Emschergebiets erreicht worden ist?

Das sind Fragen, die uns alle angehen ohne jede Ausnahme. Zweifellos brauchen wir Arbeitsmöglichkeit durch Industrie, vor allem anderen aber brauchen wir Wasser, so reines Wasser, als es heute – und in Zukunft – überhaupt noch möglich ist, unschädliches Wasser für alle Zwecke, nicht zuletzt für die Industrie selbst! Auf jeden Fall ist es an der Zeit, daß sich die gesamte Öffentlichkeit, daß wir alle uns um diese Lebensfragen viel mehr kümmern als bisher!

¹ Argumente gegen den Hochrhinausbau. Stuttgtr. Ztg. 27. 2. 1960. – ² Monatschrift „Natur und Mensch“. Februar-März 1960. – ³ Deutscher Bundestag, Drucksache 1613. – ⁴ Schwarzwälder Bote. 27. 2. 1960. – ⁵ Thalmann, Hochrhainschiffahrt – ein überholtes Projekt? Südkurier 30. 1. 1960. – ⁶ Mitteilungsblatt der Industrie- und Handelskammer Ravensburg Nr. 4 vom 25. 2. 1960 – ⁷ Fr. Kiefer, Der Bodensee in Gefahr. Umschau 1960, 3. – ⁸ Forschungsergebnisse aus 40 Jahren. Stuttgtr. Ztg. 16. 3. 1960. – ⁹ Alfred Schmidt, Das Problem der Wasserverschmutzung. Südd. Rundfunk, Sendung 14. 2. 1960.

Berichtigung

In dem Nachruf auf Prof. Julius Baum (Heft 1/1960, S. 25) ist ein bedauerlicher Fehler stehen geblieben: Prof. Baum ist nicht am 26. November, sondern am 27. Oktober 1959 gestorben.

Ausmaß und Grenzen der Naturveränderung

Zwei bedeutsame Veröffentlichungen

Das umfangreiche Werk E. Fels „Der wirtschaftende Mensch als Gestalter der Erde“ (258 Seiten, 16 Tafeln, 51 Karten, Skizzen, Frandkh'sche Verlagshandlung Stuttgart, DM 30.–) erschien als 5., selbständiger Band eines von Lütgens herausgegebenen Handbuchs der Allgemeinen Wirtschaftsgeographie. Das Buch befaßt sich mit den Änderungen und Folgen, die bei Umwandlung der natürlichen Verhältnisse des Erdraums, also der Naturlandschaft, in „Fruchtland“ und „Wirtschaftsland“ allenthalben eingetreten sind. Dabei ist sich der Verfasser der unheimlichen Größe und Konsequenz dieses Vorgangs durchaus bewußt; nicht umsonst stellt er seinem Vorwort ein Zitat aus Sophokles voran: „Viel Unheimliches gibt es, doch nichts Unheimlicheres als den Menschen!“ Die behandelte Stofffülle ist ungeheuer, da sich ja fast alle Betätigung des Menschen verändernd und gestaltend auf die Landschaft auswirkt. In 6 untergeteilten Kapiteln befaßt sich der erste Abschnitt mit der „Umgestaltung der festen Erdoberfläche“ (z. B. durch Siedlung, Bergbau, Erosion als Folgen der Entwaldung, Verkehr und Verkehrsanlagen mit Auswirkung auf das Landschaftsbild), in 8 Kapiteln wird die „Umgestaltung der Gewässer“ behandelt; im nächsten Abschnitt erscheint der Mensch als „Gestalter des Klimas“ (hier u. a. Einfluß der Entwaldung, Frost- und Windschutz, Bedeutung der Hecken usw.), in 4 reich gegliederten Kapiteln wird die „Umformung der Pflanzenwelt“ beschrieben und untersucht (dabei der Wald als Wirtschaftswald, Pflanzeneinschleppungen und ihre Folgen, Rauchschäden usw.). Ähnlich ist der Abschnitt über „Die Einflüsse auf die Tierwelt“ gehalten (u. a. hier auch die Gefahren der Monokulturen, Schädlinge und Schädlingsbekämpfung, Einschleppungen). Der Abschnitt „Der Mensch im Wirbel des Gestaltwandels der Erde“ sieht den Menschen selbst soziologisch, biologisch, geistig als Teil der verwandelten Welt. Ein grundsätzlicher Abschnitt über die „Wirtschaftslandschaft“ schließt ab. Selbstverständlich konnte bei der Fülle des behandelten Stoffes vieles nur angesprochen werden. Das Buch ist ein großes gedrängtes Kompendium; sein Wert liegt eben in der Zusammenschau über das Ausmaß und die Folgen der Umgestaltung der Erde durch den Menschen.

Das Buch geht auf diese Weise auch jeden an, dem die Erhaltung der Schönheit und Gesundheit unserer Heimat am Herzen liegt. Denn wir leben, mehr als uns allgemein bewußt ist, fast ausschließlich in einer „Frucht- und Wirtschaftslandschaft“, deren eigene Schönheit und Gesundheit zu erkennen und zu bewahren ist. Durchaus im Sinne unserer so oft mißverstandenen „Landschaftspflege“ sind einige Sätze, mit denen Fels sein Werk abschließt. Wenn er schreibt: „Wir haben uns bemüht, einen Einblick in die Werkstatt zu gewinnen, in der aus der Naturlandschaft die Wirtschaftslandschaft geformt wurde. Wir haben erkannt, daß diese erfreulich und schön ist, wo sie in harmonischer Übereinstimmung mit den Naturgesetzen steht. Wir haben aber auch viele Ausnahmen festgestellt und die bedauerlichen Folgen von Vernachlässigung und Unvernunft kennen gelernt. ... Wir haben die hohe Verpflichtung, die Arbeit an der Erde, an unserer Mutter Erde, so verantwortungsvoll zu gestalten, daß wir dereinst ohne Makel vor unsern Nachfahren bestehen können.“

Die Kreisstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Konstanz hat als Nummer 27 ihrer Nachrichten einen Vortrag gedruckt erscheinen lassen, den Prof. Dr. Kiefer

von der Anstalt für Bodenseeforschung daselbst über „Verschmutzung des Bodensees und Großschiffahrt“ gehalten hat. Zunächst wird limnologisch der naturwissenschaftliche Tatbestand gegeben. In der geschichtlichen Entwicklung sind Obersee und Untersee vor allem wegen ihrer verschiedenen Tiefe und Ufergestaltung zu zwei verschiedenen Seetypen geworden. Der Obersee ist ein tiefer, relativ nährstoffarmer, vergleichsweise produktions-schwacher See mit Tiefenwasser, das durch Abbauvorgänge keine starke Sauerstoffabnahme erfährt – der Untersee aber ist ein viel weniger tiefer, nährstoffreicher, produktionskräftiger See, in dessen flachem, ziemlich abgeschlossenen Becken im Herbst das Tiefenwasser sehr sauerstoffarm und sogar sauerstofffrei wird. Dann wird, belegt durch die Zunahme gewisser Planktontiere, auf die Veränderungen des Seewassers in den letzten Jahrzehnten hingewiesen; sie sind eine Folge der dauernden Steigerung der in den See geleiteten häuslichen und industriellen Abwässer. In der Frage der biologischen Selbstreinigung des Sees wird festgestellt, daß schon jetzt sein natürliches hydrographisches Gleichgewicht bedenklich gestört ist. Es liegt auf der Hand, welche Folgen in dieser Hinsicht erst die geplante Großschiffahrt mit ihrer Ölverschmutzung und der durch die unvermeidlich damit verbundene Industrialisierung des Bodenseeraums verstärkten Einleitung von Abwässern aller Art haben würde. Schließlich würden sich die Veränderungen auch vernichtend auf verschiedene am Bodenseeufer einzigartig vorkommende Pflanzen auswirken. Liest man die durchaus nüchtern, streng wissenschaftlich gehaltene kleine Schrift richtig, so erscheint sie als ein aufrüttelnder Apell, vor allem für alle diejenigen, die über die Lebensfrage des Bodensees zu entscheiden haben. Wahrlich, wenn irgend je, kann man ihnen zurufen: Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat! Wobei res publica das öffentliche Wohl bedeutet. Otto Linck

Eßlinger Studien, herausgegeben vom Kulturrat der Stadt Eßlingen am Neckar, bearbeitet von Otto Borst. Bd. 5, 1959. – Man erwartet allerhand, wenn man den Band, dessen Umschlag der bereits traditionell gewordene Reichsadler vom Stadtsiegel von 1278 zielt, in die Hand nimmt und wird auch nicht enttäuscht. Wolfgang Irtenkauf behandelt einen Eßlinger Franziskaner-Kalender aus dem 15. Jahrhundert mit allen Feinheiten der modernen Kalenderforschung, wobei auch einiges für die mittelalterliche Geschichte der Reichsstadt abfällt. Der Kalenderschreiber konnte übrigens 1475 eine Reise von Eßlingen nach Rom in 40 Tagen vollenden, nach damaligen Begriffen eine außerordentliche Leistung. Wohl am aufschlußreichsten ist Eberhard Naujoks Aufsatz über Stadtverteidigung und Wehrverfassung Eßlingens im 16. Jahrhundert. Der Wagemut, den die Reichsstadt in der ersten Zeit ihres Daseins gezeigt hat, kam später ganz abhanden. Bei jedem Unternehmen erklärt jetzt das städtische Regiment kleinmütig, daß an Opferbereitschaft der Bürger nicht gedacht werden könne. Während also im Mittelalter verhältnismäßig hohe Steuern auf den Bürgern lasteten, war dies zu Beginn der Neuzeit, zieht man die gestiegenen Anforderungen in Betracht, nicht mehr der Fall. Aber die Folgen blieben nicht aus. So ist es kein Wunder, daß andere Städte, wie z. B. Ulm, bedeutenderes Leben entwickelten und schließlich auch für ihren Opfer-sinn belohnt wurden. Man vertieft sich, nach diesem betrüblichen Kapitel Eßlinger Geschichte, um so lieber in Edmund Meyers Darstellung des Gewerbeschulwesens, dessen Aufwärtsentwicklung mit dem der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert parallel läuft. Zwar waren auch hier Widerstände genug zu überwinden. Aber die ehemalige Reichsstadt war innerhalb des neuen Landes Württemberg eine der ersten Städte, die die Wichtigkeit hand-

werklicher Fortbildung erkannten. Josef Mühlberger gibt anschließend, neben einer Übersicht über das literarische Schaffen des 1891 in Denkendorf geborenen und 1946 verunglückten Erziehers, Kunstwissenschaftlers und Dichters Fritz Alexander Kauffmann, eine Einführung in dessen Gesamtwerk, wobei er die Prosadichtung „Leonhard. Chronik einer Kindheit“ als Leitfaden benützt. Zum Schluß würdigt Kurt Leonhard den Graphiker Rolf Nesch, der zwar über das eigentliche Schwäbische hinausgewachsen, ein Norweger geworden und heute der Welt gehört, der aber doch nach eigenem Bekenntnis in Oberesslingen die glücklichste Zeit seines Lebens verbrachte. Nesch und in gewisser Beziehung auch Kauffmann (nach den Besprechungen des Leonhard zu urteilen), verdeutlichen wieder einmal die alte Erfahrung, daß der Prophet in seiner engeren Heimat nicht viel gilt. Diese kritische Einstellung zu ihren Geistesgrößen wird speziell den Schwaben neuerdings, vielleicht im Zusammenhang mit dem Schillerjahr, immer häufiger vorgeworfen, weshalb doch wohl ein entlastendes Wort am Platz ist: Es ist schließlich nicht allein im Schwäbischen, sondern im Menschlichen gegründet, daß man Leuten, die man als Wickelkinder kannte, mit denen man aufgewachsen ist, die man gewissermaßen im Nachthemd kennt, nicht übermäßig viel zutraut.

Hans Jänichen

F. A. Schmid Noerr, *Die Hohenstaufen*, Mythos und Sage, Anfang und Schicksal, Sinnbild und Untergang. Vorwerk-Verlag Stuttgart. Gebunden DM 8.50.

Eine Unzahl ausgezeichnete historischer Werke gibt es über die Hohenstaufen. Das vorliegende Werk will aber nicht ein Werk empirischer Geschichtsschreibung sein und sich darauf beschränken, Daten, Ereignisse, geschichtliche Persönlichkeiten und Zusammenhänge aufzuzeigen. Es führt vielmehr mit seinem Untertitel „Mythos und Sage“ hinein in die sonst von Experten abgelehnte Betrachtung des Volkswurzelgrunds und der Heimat, aus der die Hohenstaufen herauswuchsen; es ist deshalb unter dem allgemeinen Titel ein besonders wertvolles Buch volks- und heimatgeschichtlicher Betrachtung. Der aus dem schwäbisch-fränkischen Raum stammende Verfasser stellt die Geschichte und die Herrscher des Hohenstaufenhauses hinein in die Volkskunde und den Landschaftszusammenhang des Gebiets, das er selber so ausgezeichnet kennt und aus dem die Hohenstaufen kommen. Dabei projiziert er heraus aus der Hohenstaufengeschichte die Sage vom „Kaiser im Berg“ in der wichtigen Erkenntnis, daß das Volk abseits von der empirischen Geschichtsschreibung romantisch gestimmt sei und Geschichte romantisch erlebe und erleben wolle. Vor allem für Freunde der Heimatgeschichte und Heimatkunde aus dem Hohenstaufengau und der Göppinger Umgebung ist dies Buch eine Fundgrube historisch-volkskundlicher Zusammenhänge. Der Verfasser geht an Hand überlieferter Volkssagen- und -mythen dem Ursprung des Staufengeschlechts in Wäschenbeuren und im Beutenbachtal nach.

Aber noch mehr: Die Sagen des Staufengeists auf dem Asrücken, die Berta auf der Bertaburg in Boll als geheimnisvolle Ahnfrau des Geschlechts, die Naturmythen der Vorfahren sind eingewoben in die staufische Romantik und Volksverbundenheit, die sich gründet auf der urbäuerlichen Herkunft des staufischen Hauses aus der Gegend um Wäschenbeuren. Das „weiße Fräulein“ auf dem Rosenstein kommt mit herein ebenso wie der Marienberg über Lorch, wo die Nornen den Stauern ihr Schicksalslied sangen. Dort stiftete Friedrich I. Herzog von Schwaben, die Grablege seines Geschlechts. Interessant ist die Feststellung des Verfassers, daß vom Gipfel des Staufen aus jeden Romantiker das Fernweh ergreift und so auch die Romantiker auf dem Kaiserthron der Stauen. Denn staufische Politik – heute merkwürdig aktuell –

war des Verfassers Meinung nach europäische Politik und sie war auch trotz aller Romantik dem realen Denken und politischen Weitblick Barbarossas das erstrebenswerte Ziel. Friedrich II., sein Enkel jedoch, kämpfte um die Verwirklichung eines imaginären Imperiums augustäisch-germanischer Weltherrschaft. „Er wird zum Weltpolitiker“, während er seinen Sohn, Heinrich VII., der gegen ihn meutert, um seiner „Heimatpolitik“ willen in den Kerker stößt. Der große Gegensatz zwischen Heilbewußtsein des Kaisers und Absolutheitsanspruch des Papstchristentums führte zum erbitterten Kampf, in dem das Stauerhaus unterlag. Der Untergang der Stauer (Konradin auf dem Marktplatz zu Neapel) gleicht mehr einer traurigen Ballade eines romantischen Dichters als einer geschichtlichen Ereigniskette.

Als Resultat der Untersuchung in dem wirklich bemerkenswerten und wertvollen Buch stellt der Verfasser den Satz auf, daß der Begriff „Heimat“ mit all seiner wunderbaren Verwurzelung die einzig wirksame Kraft gewesen wäre, welche die Stauer dem sie vernichtenden Cäsaropapismus der Kurie hätten entgegenstellen können. Nichts, auch nicht der kleinste Besitz blieb von dem unübersehbaren Hausgut der Stauer übrig, ihre einzige Hinterlassenschaft ist die Volkslegende vom „Kaiser im Berg“. So ist dies Buch mit seinen ausgezeichneten und tiefgründigen Betrachtungen über die Hohenstaufen, mit seiner kurzen und doch umfassenden Darstellung, mit seinem Anhang und der genealogischen Übersicht bei aller Bezogenheit zur großen Weltgeschichte ein heimatkundliches Werk von hervorragender Bedeutung, gerade für den Heimatgau der staufischen Familie. Rudolf Schlauch

Franz Grünzweig, *Die Evangelische Brüdergemeinde Korntal*. Weg, Wesen, Werk. Verlag Ernst Franz, Metzingen. Kartonierte DM 5.20, gebunden DM 7.50.

Das Buch berichtet von der Vorgeschichte und der Gründung von Korntal, vom Verhältnis der Brüdergemeinde zur Weltmission und zur Evang. Landeskirche Württembergs, vom Leben und Wirken der Männer, die verantwortlich die Geschehnisse der Gemeinde und ihrer Werke gestaltet und getragen haben; besonderer Nachdruck wird auf die Schilderung des Korntaler Erziehungswerks gelegt. Ein Anhang enthält u. a. die Ordnung der Brüdergemeinde, eine ausführliche Zeittafel, ein Verzeichnis der Vorsteher, Pfarrer, Schul- und Heimleiter und eine Baugeschichte der einzelnen Häuser. Der Geistliche Vorsteher Korntals gibt hier ein lebendiges Bild einer Freiwilligkeitsgemeinde, die er keineswegs als Ideal schlechthin preist, die aber ein Beispiel dafür gibt, wie eine auf christlichem Glauben und brüderlicher Liebe gegründete Gemeinschaft vorbildlich in der Lösung brennender sozialer Fragen der Gegenwart sein kann.

O. Rühle

Konrad Weiß, *Wanderer in den Zeiten*. Herausgegeben von Friedhelm Kemp im Kösel-Verlag München. Geb. DM 22.50.

In diesem Band geht der Verfasser den Spuren des künstlerischen Geistes in Süddeutschland nach. Vom Maingau mit Bamberg, Vierzehnheiligen und Würzburg geht die Fahrt über das schwäbische Land mit Ulm, Blaubeuren, Neresheim nach Nürnberg, von da weiter nach München, Oberbayern und Regensburg, um mit drei italienischen Reisebildern zu enden. Vor allem der östliche Teil unseres Landes ist berücksichtigt; auch hier treten – wie im ganzen Buch – zwei Schwerpunkte der Kunstentwicklung deutlich heraus: Mittelalter und Barock. Die Reichenauer Kirchen stehen für die Romanik, das Ulmer Münster für die Gotik, Neresheim und Wiblingen für den Barock. – Herrliche Bilder ergänzen den Text dieses gut ausgestatteten Bandes, der jedem Heimat- und Kunstfreund warm empfohlen werden kann.

O. Rühle

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Geschäftszeit 8–16.30 Uhr (samstags geschlossen)

Fernruf 24 13 98 · Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Pfingsttage in Ochsenhausen 1960

Die in Heft 1/1960 ergangene Einladung zu den diesjährigen Pfingsttagen in Ochsenhausen wiederholen wir hiermit unter Angabe der Teilnahmebedingungen und des Programms, das außer einer Ausstellung von Werken des bekannten oberschwäbischen Kunstmalers Jakob Bräckle zwei Konzerte mit weltlicher und geistlicher Barockmusik sowie eine Barock- und Orgelfahrt umfaßt.

Die Teilnehmergebühr beträgt 5 DM, für Nichtmitglieder 7.50 DM. Unterkünfte in Gasthäusern und Privatquartieren stehen in jeder Preislage zur Verfügung. Der Fahrpreis für die Barock- und Orgelfahrt wird gesondert erhoben (s. u.). Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt zu 15.– DM durchgeführt (Stuttgart ab Pfingstsamstag 14.30, Ochsenhausen ab Pfingstmontag 19.30); für Teilnehmer mit Sonntagskarten bestehen am Pfingstmontag Rückfahrtmöglichkeiten nach allen Richtungen.

Program m

Pfingstsamstag, 4. Juni:

Anreise

20.00 im ehem. Bibliotheksaal des Klosters Ochsenhausen: Weltliche Barockmusik
Ausführende: Frau Marianne Scherrmann (Cembalo) und das Streichorchester Ochsenhausen;
Leitung: Anton Schmid.

1. Präludium für Streicher von Marianus Königsberger
2. Begrüßungen und Einführung von Willi Siegele
3. Concerto für Streicher von Marianus Königsberger
4. Sonata für Cembalo in D-Dur von Franz Schnizer
5. Aria für Solostimme und Streicher von Isfrid Kayser
6. Sonata für Cembalo in C-Dur von Franz Schnizer
7. Aria für Solostimme und Streicher von Isfrid Kayser

Pfingstsonntag, 5. Juni:

10.45 „Wir stellen vor“: Jakob Bräckle und sein Werk, Ausstellung im ehem. Bibliotheksaal des Klosters Ochsenhausen mit Ansprache von Prof. Heinrich Lauterbach (Kassel).

20.00 in der ehem. Klosterkirche Gutenzell:

Geistliche Barockmusik

Ausführende: Siegfried Scheidt, Baß, Siegfried Hildenbrand, Domorganist von St. Gallen, Chor der Stadtpfarrkirche Ochsenhausen, das verstärkte Streichorchester Ochsenhausen

Leitung: Anton Schmid

1. Konzert für Orgel und Orchester in d-Moll von Georg Friedrich Händel
2. Messe in d-Moll für Soli, Chor und Orchester von Isfrid Kayser
3. „Justus ut palma“ für Baß-Solo, Streichorchester, Chor und Orgel von Siegfried Hildenbrand (1917)
4. „Alles, was ihr tut“, Kantate für Soli, Chor, Streichorchester und Orgel von Dietrich Buxtehude
5. Konzert für Orgel und Orchester in g-Moll von Georg Friedrich Händel

Die Beförderung der Teilnehmer nach Gutenzell und zurück erfolgt kostenlos.

Pfingstmontag, 6. Juni:

8.00 Barock- und Orgelfahrt mit Dr. W. Supper, 1. Vorsitzender der Gesellschaft der Orgelfreunde, und Dr. A. Schahl: Ochsenhausen – Steinhausen bei Schussenried, Wallfahrtskirche – Weingarten, Klosterkirche – Ottobeuren, Klosterkirche – Rot a. d. Rot, ehem. Klosterkirche – Ochsenhausen. In allen genannten Kirchen werden die Orgeln von Dr. Walter Supper vorgeführt. Fahrpreis: DM 15.–.

19.00 Abreise.

Jahreshauptversammlung 1960

Unter Hinweis auf die Voranzeige in Heft 1/1960 geben wir hiermit weitere Mitteilungen bekannt. Ein ausführliches Programm wird Heft 3/1960 enthalten.

Die Jahreshauptversammlungen des Schwäbischen Heimatbundes und des Verbandes der Württ. Geschichts- und Altertumsvereine werden 15.00 im Kleinen Stadtgartensaal von Schwäb. Gmünd durch Dr. Graf Adelman eröffnet. Hieran schließen sich zwei Fachreferate über Gmünder Goldschmiedearbeiten sowie Portale, Fenstergitter und Treppenhäuser von Gmünd. 17.30 folgen die Mitgliederversammlungen beider Vereinigungen. Am Abend bieten wir eine künstlerische Veranstaltung „Gmünder Passionsmusik“, deren Leitung Dr. Nitsch hat. Den Tag beschließt ein geselliges Beisammensein. Am Vormittag des Sonntag, 3. Juli, wird zunächst die Möglichkeit zu einem Spaziergang auf den Salvator gegeben, wobei Oberbaurat Dr. Schneider die Führung hat. 10.45 beginnt der Festakt im Kleinen Stadtgartensaal, wobei Dr. Bruno Bushart über die Parler sprechen wird. Den Nachmittag nehmen Führungen ein durch die Stadt von Oberbaurat Dr. Schneider, auf den Rechberg von Stadtarchivar A. Deibele und H. Wille, durch die Gmünder Altertümersammlung und das Kunstgewerbemuseum für Edelmetall und Glas von Dr. Erhard sowie durch die Gablonzer Industrie unter Führung von Rektor Urban. Wir bitten unsere Mitglieder, sich heute schon – zunächst unverbindlich – für die Teilnahme anzumelden und dabei anzugeben, ob Quartier benötigt und in welcher Preislage dieses allenfalls gewünscht wird (zwischen 8 und 12 DM mit Frühstück). Bei genügender Teilnehmerzahl wird sowohl am Samstag wie auch am Sonntag eine Omnibusfahrt von Stuttgart nach Gmünd durchgeführt.

Maulbronner Tage

Die Ferienwoche 1960 des Schwäbischen Heimatbundes findet, wie schon in Heft 1/1960 bekanntgegeben, im Kloster Maulbronn statt und ist sowohl diesem selbst und seiner näheren Umgebung als auch dem angrenzenden Rheintal und dem Kraichgau gewidmet. Mit Studienfahrten wechseln Vorträge und künstlerische Veranstaltungen, die durchweg im Kloster stattfinden.

Auch diesmal können wir günstige Teilnahmebedingungen bieten, welche wirtschaftlich für Jedermann tragbar sind. Die Teilnehmergebühr beträgt 7.50 DM, für Nichtmitglieder 10 DM; in Berufsausbildung Begriffene zahlen die Hälfte. Die Fahrpreise der Studienfahrten sind gesondert zu entrichten; sie werden sich etwa zwischen 5 und 10 DM bewegen. Die Sammelunterkunft befindet sich in den Räumen des ev. theol. Seminars (Schlafsäle) und kostet pro Bett und Nacht 2.– (ohne Verpflegung). Im Ort stehen Doppel- und Einzelzimmer in Gasthäusern und Privatquartieren in begrenzter Zahl zur Verfügung; Übernachtung mit Frühstück kosten 7.50, zusätzlich Bedienung. Die Verpflegung erfolgt nach Karte. Für Teil-

nehmer im ev. theol. Seminar wird das Frühstück im Hotel Kronepost zu 2 DM, zusätzlich Bedienung gereicht; hier findet auch ihre Verpflegung statt.

Das ausführliche Programm wird in Heft 3/1960 veröffentlicht. Bis dahin geben wir folgende Programmhinweise (bei den Fahrten führen Oberforstmeister Dr. h. c. Linck, Dr. A. Schahl und andere):

Mittwoch, 27. 7.: Anreise

20.00 im Oratorium des Klosters Eröffnung und Vortrag von Ephorus D. Heinrich Fausel „Dichterschüler Maulbronn“

Donnerstag, 28. 7.:

8.00 Studienfahrt: Maulbronn – Bretten – Obergrombach – Bruchsal – Kisslau – Waghäusel – Speyer – Worms – Lorsch – Maulbronn

Freitag, 28. 7.:

8.00 Führung durch das Kloster von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden

13.00 Studienfahrt: Maulbronn – Knittlingen – Derdingen – Flehingen – Gochsheim – Maulbronn

20.00 Orgelmusik in der Klosterkirche, ausgeführt von Kantor Martin Süsse

Samstag, 30. 7.:

8.00 Studienfahrt: Maulbronn – Bauschlott – Königsbach – Pforzheim – Maulbronn

20.00 „Friedrich Hölderlin und Hermann Hesse“, Rezitationen von Kurt Winkler (Gelsenkirchen) im Kreuzgang-Garten

Sonntag, 31. 7.:

15.00 im Oratorium des Klosters Vortrag von P. Kolumban Spahr (Kloster Mehrerau) „Der Zisterzienserorden“

20.00 Kirchenkonzert des Stuttgarter Kantatenchors unter Kirchenmusikdirektor A. Langenbeck

Montag, 1. 8.:

8.00 Studienfahrt in den Kraichgau

20.00 Geselliges Zusammensein im Hotel Klosterpost Maulbronn

Dienstag, 2. 8.: Abreise

Naturschutz in der Praxis

Die bereits angekündigte Fachtagung findet am Freitag, 20. Mai, in Stuttgart statt.

10.00 im Saal des Württ. Landesmuseums Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder, der den Natur- und Landschaftsschutz vor allem als Rechtsfrage behandelt.

14.30 Fahrt in den Kreis Leonberg zum Studium von praktischen Einzelfällen.

Um Anmeldung wird gebeten.